Auf dem Hradschin,

oder

Kaiser Rudolph II. und seine Zeit.

Historisch-romantisches Gemälde

von

Eduard Maria Oettinger.

A. D. S. I. T.
Devise Kaiser Rudolphs II.

Dritter Band.

1856.

Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Erstes Capitel.

Chronologischer Rückblick.

Zwischen dem Schluße des zweiten und dem Anfange des dritten Buches unserer Erzählung liegt — vom 1. Mai 1596 bis zum 1. Mai 1600 — eine Kluft von vier Jahren.

Während dieser Zeit hatte sich auf dem Hradschine, in der Dreistadt Prag und im Böhmerlande Manches zugetragen, was wir füglich überspringen dürfen, weil es weit mehr dem Gebiete der allgemeinen Geschichte als der Domäne unseres Romanes angehört.

Dessenungeachtet soll Alles, was mit Letzterem auch nur einigermaßen im Zusammenhange steht, freilich nur flüchtig, aber wenigstens in chronologischer Reihenfolge angedeutet werden.

Der Krieg mit den Türken war während dieser vier Jahre mit abwechselndem Glücke fortgeführt worden und bald zu Gunsten des Halbmondes, bald zu Gunsten des kaiserlichen Doppeladlers ausgefallen. Der eigentliche Führer desselben war nicht Rudolph, sondern dessen Bruder Erzherzog Matthias, mit welchem der Kaiser in beständigem Hader lag, weil er schon damals die keineswegs ungegründete Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sein ehrgeiziger Bruder sich seit Jahren mit dem Plane trage, ihn vom Throne zu stoßen und sich selbst zu dessen Nachfolger zu machen.

Schon aus diesem Grunde hatte Rudolph, da sowohl er, wie Matthias kinderlos war, den heimlichen Entschluß gefaßt, die Thronfolge in Böhmen mit Uebergehung seiner drei Brüder (die beiden Andern waren bereits gestorben) auf den Herzog Ferdinand von Steiermark, der zu Grätz residirte, zu übertragen; erstens, weil dieser ein besserer Katholik als Matthias und zweitens, weil Matthias — was Rudolph sich nicht nehmen ließ — der gefährlichste Rival seines kaiserlichen Bruders war.

Der Krieg gegen die Türken hatte während der ersten acht Jahre den Böhmen so viele Menschenopfer und so vieles Geld gekostet, daß der friedliebende Kaiser Rudolph schon mehr als einmal entschlossen

gewesen war, mit dem übermüthigen Feinde selbst einen unvortheilhaften Frieden abzuschließen, wenn ihn die Kriegslust und der Ehrgeiz seines Bruders Matthias nicht daran gehindert hätte. Vielleicht liebte er ihn schon darum nicht.

Während dieser Zeit hatte sich zum Schrecken Böhmens auch die Weissagung des Doctors Johann Jessenius erfüllt. Im Herbste des Jahres 1599 war die Gottesgeißel des Türkenkrieges, die Pest, in Prag mit solcher Heftigkeit und Wuth aufgetreten, daß trotz aller Bemühungen des Doctors, der das geheimnißvolle Wesen dieser Seuche in Ungarn studirt hatte, und trotz aller Anstrengungen der andern Aerzte ‚die Menschen gleich den Fliegen hinstarben.‘

Kaiser Rudolph, von ewiger Todesfurcht gequält, hatte sich, um dieser Geißel aus dem Wege zu gehen, am 14. September mit seinem engeren Hofstaate nach Pilsen geflüchtet und sich daselbst über neun Monate aufgehalten.

Unter Jenen, die ihm gefolgt waren, befanden sich Gräfin Maria Magdalena, seine zwei Leibärzte Christoforo Guarinoni, der unterdessen von Rom zurückgekehrt war, und Anselm de Boodt, der Hofmaler Johann von Aachen, der Hofcapellmeister Filippo de Monte, der Hofpoet und Lustigmacher Mardo-

chäus de Delle, dem das Schicksal unterdessen seine junge Frau geraubt — Ludmila war im ersten Wochenbette gestorben — und endlich der ewige Frierer Martin Rutzke.

Unter den Opfern, welche die Pest hinweggerafft und deren Verlust ganz Prag und ganz Böhmen tief betrauerte, gehörte auch Daniel Adam von Weleslawina, der Sohn des Prager Müllers Stephan Adam, der sich zu einem der ersten Philologen und Geschichtsschreiber der slawischen Nation emporgearbeitet. Nachdem er sieben Jahre lang eine Zierde der Prager Universität gewesen war, hatte er den Beschluß gefaßt, den Junggesellen an den Nagel zu hängen und sich in den Stand der Ehe zu begeben. Da aber kraft der Gesetze, welche Kaiser Carl IV. als Stifter dieser hohen Schule vorgeschrieben, keiner der Professoren sich verheirathen durfte, so war dem Gelehrten kein anderer Ausweg geblieben, als jener: sein Lehramt niederzulegen. Nachdem er sich (am 27. December 1576) mit Jungfrau Anna, der erstgebornen Tochter des berühmten Buchdruckers und Rathes in der Altstadt Prag, Georg Melantrich von Aventin, vermählt hatte, war er wegen seiner Verdienste um die Geschichte seines Vaterlandes vom Kaiser Rudolph in den Adelstand erhoben und ihm

das Prädikat von dem bei Prag gelegenen Dorfe Weleslawina (dem Geburtsorte seines Vaters) beigelegt worden. Nach dem im Jahre 1580 erfolgten Tode seines Schwiegervaters hatte er dessen Buchdruckerei übernommen und nach und nach so viele prachtvolle Werke zu Tage gefördert, daß er seit jener Zeit in und außerhalb Böhmen unter dem Beinamen ‚Architypographus' berühmt geworden war. Sein historischer Kalender (in böhmischer Sprache), die Uebersetzung des großen, prachtvoll ausgestatteten Kräuterbuches des Pietro Andrea Matthioli, sein böhmisch-lateinisch-griechisch-deutsches Wörterbuch, seine ‚Politia historická' sind Besitztitel seines Ruhmes, den ihm Niemand streitig machen wird. Dieser große Böhme war am 18. October 1599 in einem Alter von 53 Jahren gestorben, und sein Tod hatte so große, allgemeine Trauer erregt, daß fünfunddreißig seiner gelehrten Zeitgenossen zusammengetreten waren, seinen Tod durch Klagelieder zu feiern *).

---

*) Georg Carolides von Carlsberg ließ die ganze Sammlung dieser lateinischen Elegien u. d. T. Lugubria in obitum D. Adam a Weleslawina, civis patritii et architypographi Pragensis (Prag. 1599. 4.) erscheinen.

Wenige Tage nach der Beerdigung dieses gefeierten Gelehrten war Eva von Lobkowic auf dringendes Anrathen ihres Arztes Jessenius nach Raudnitz, dem Residenzschlosse eines ihrer Anverwandten, des Oberstkanzlers Adalbert Zdenko von Lobkowic, abgereist.

Trotz aller Anstrengungen ihrer Freunde und Beschützer war es ihr bis dahin nicht gelungen, irgend etwas Näheres über den Aufenthaltsort ihres noch immer gefangenen, noch immer nicht verhörten Vaters in Erfahrung zu bringen. Selbst der Einfluß der Gräfin Maria Magdalena hatte es nicht vermocht, den Schleier dieses undurchdringlichen Geheimnisses zu lüften. Der Kaiser war so grausam gewesen, ihr, die Alles über ihn vermochte, rund heraus zu erklären, daß er dieß in Folge eines Gelübdes, das er gethan, selbst ihr nicht anvertrauen dürfe.

Eva war kaum drei Wochen in Raudnitz, als sich in Prag die unheimliche Kunde verbreitete, der ehemalige Obersthofmeister Georg Popel von Lobkowic, der vor wenigen Monaten erst von Poděbrad nach dem schwarzen Thurme auf dem Hradschin abgeführt worden, sei im Gefängnisse als neues Opfer der Seuche anheimgefallen.

Dieß Gerücht hatte sich mit der Blitzesschnelle,

die jeder Hiobspost solcher Art mächtige Flügel leiht, von Straße zu Straße, von Dorf zu Dorf bis nach Raudnitz fortgepflanzt und überall herzinnige Theilnahme erregt und aufrichtige Trauer verbreitet; denn der Name dessen, welchen die Geißel dahin gerafft haben sollte, hatte in ganz Böhmen einen so guten Klang, daß es nicht Einen gab, der die unglückliche, schwer geprüfte Tochter dieses Todten nicht aus voller Seele, aus ganzem Herzen bedauert hätte.

Die Schreckenskunde war ihr nicht lange verschwiegen geblieben. Aus der Kirche heimkehrend, sah sie ein altes Weib, dem sie wie jedem Armen, der ihr unterweges begegnet war, ein Almosen gereicht; denn mit tausend Freuden theilte Eva ihre kleine Habe mit der Noth ihrer Nebenmenschen.

— Gott vergelt's Euch und Eurem Vater im Himmel! hatte die Bettlerin gesagt.

— Warum sagt Ihr im Himmel? Mein herzgeliebter Vater lebt ja noch!

— So ist's also nicht wahr, was die bösen Menschen sich unten in der Schenke erzählen?

— Sprecht, was habt Ihr dort gehört?

— Euer Vater, sagten sie, ist an der Pest gestorben!

— Heilige Mutter Gottes! schrie Eva und sank,

wie vom Blitze gerührt, nicht fern vom Schlosse ihres Verwandten nieder.

— Hilfe! Hilfe! schrie das alte Weib.

Und aus allen Häusern des Dorfes stürzten Leute herbei, die sich dieses Schutzengels der Armen hilfreich annahmen und ihn ohnmächtig in's Schloß trugen.

Dort war Eva wieder zum Bewußtsein gelangt.

— Hab' ich gewacht oder nur geträumt? fragte sie eine ihrer Dienerinnen, die damit beschäftigt war, sie zu Bett zu bringen. Lebt mein armer, unglücklicher Vater, oder hat Gott der Gerechte seinem großen, unverdienten Leide ein Ende gemacht und ihn als Cherub an den Himmelsthron gerufen?

— Die alte Frau, die Euch dieß erzählt hat, war betrunken, tröstete die treue Dienerin.

— Nein, nein. Sie war so nüchtern als ich selbst. Die alte Frau hat nicht gelogen. Mein armer Vater hat ausgelitten, ausgerungen, sagte Eva und löste sich in Thränen auf. Seuche, warum verschonst du sein Kind, sein einziges Kind? O raffe auch mich hinweg, aber bald, recht bald; denn das Maaß meiner Leiden ist voll und das Leben hat, wenn Er todt ist, keinen Reiz mehr für mich!

Aber schon nach wenigen Tagen kam ein

reitender Bote an, der ihr einen Brief überbrachte. Sie erbrach das Schreiben und las:

‚Ich beeile mich, Euch zu melden, daß das Gerücht vom Tode Eures Vaters — Dank dem Gerechten — sich nicht bestätigt hat. Gleich nach Empfang jener Schreckenskunde beschwor ich kniefällig den Kaiser, darüber genaue Erkundigung einziehen zu lassen. Er erschrack und versprach es mir. So eben langt aus dem Gefängnisse die officielle Nachricht ein, daß Euer Vater — Gottlob! — lebt und, wenn auch nicht frei, doch wenigstens wohl ist.

Es grüßt Euch von ganzem Herzen

Pilsen am 4. December 1599.

Maria Magdalena.‘

Und an dem Tage, an welchem Eva diese frohe Zeitung erhalten, hatte sie das fromme Gelübde gethan, für die Kirche zu Raudnitz eine kostbare Altardecke mit dem Wappen der Gräfin zu sticken und für die armen Mädchen des Orts ein ‚Magdalenenstift‘ in's Leben zu rufen.

Der Kaiser befand sich noch in Pilsen, als sich im April des Jahres 1600 die Kunde verbreitete, daß der frühere Gouverneur des Kaisers und damalige Oberstkämmerer Wolf Freiherr von Rumpf bei

Hofe in Ungnade gefallen und Carl von Liechtenstein zu dessen Nachfolger ernannt worden sei.

Der Sturz des Oberstkämmerers hatte gleichzeitig auch jenen des Oberhofmarschalls Paul Sixt Grafen von Trautson herbeigeführt. An die Stelle des Letztern trat Leonhard, Freiherr von Harrach, Ritter des goldenen Vließes.

Um dieselbe Zeit ward Heinrich von Pisnic zum Vice-Kanzler und Adam von Sternberg zum Oberstlandrichter ernannt.

Ganz Prag und halb Böhmen bezeichneten die Gräfin Maria Magdalena, deren Macht und Einfluß von Tag zu Tag stieg, als Urheberin des Sturzes der Einen wie der Erhebung der Andern. Sie selber aber betheuerte das Gegentheil. Sie schrieb an ihren Gewissensrath, Barthold Pontanus von Breitenberg, Domherrn zu Prag:

„— — — Wenn Euch Jemand sagt, daß ich mich in die Angelegenheiten des Staates mische, so bitte ich Euch, diesem albernen Märchen keinen Glauben zu schenken. Ich kann Euch versichern, daß meine Wenigkeit an der Ungnade Rumpfs und Trautsons wie an der Erhebung Liechtensteins und Harrachs eben so unschuldig als Nicolaus Majus, Appella-

tionsrath und Vorsteher der Bergwerke zu Joachimsthal, an der Erfindung des Schießpulvers ist.'

Ende Juni's 1600 kehrte der Hof von Pilsen zurück. Die böse Seuche hatte endlich ausgetobt. Und Prag begann von Neuem aufzuleben.

Zweites Capitel.

Der Mann mit der silbernen Nase.

Am Himmel des Rudolphinischen Hofes waren unterdessen drei neue Sterne aufgegangen. Tycho de Brahe, dessen Landsmann Christian Longomontanus und der Würtemberger Johannes Kepler, drei Sterne, deren Glanz nach und nach den aller andern Günstlinge des Kaisers weit überstrahlte und mehr und mehr in den Schatten drängte.

Unser Roman hat — vorläufig — nur mit dem Ersten dieses astronomischen Triumvirats zu thun. Das Leben dieses Mannes ist in vielfacher Beziehung so anziehend, daß wir uns eine ausführliche Schilderung desselben bis zu seiner Ankunft in Prag nicht versagen können.

Tyge oder Tycho de Brahe, der Sohn des

‚wohlgebornen und gestrengen' Ritters Otto de Brahe, Herrn zu Knudstrop, und dessen tugendsamer Ehehälfte, Beata Bille, hatte am 13. December 1546 auf dem Gute seines Vaters Knudstrop in Schonen (unfern von Helsingborg) das Licht der Welt erblickt.

Aus der Ehe seiner Eltern waren nach und nach zehn Kinder hervorgegangen: fünf Söhne, unter welchen unser Tycho der Aelteste, und fünf Töchter, unter denen Sophia das jüngste Kind der väterlichen Laune war. Sie hießen nach der Reihenfolge ihrer Geburt: Elisabeth, Tycho, Steen, Maria, Axel, Margarethe, Christine, Jürgen, Canut und Sophie.

Der junge Tycho wird von seinem reichen Onkel Georg de Brahe, dessen Ehe mit Inger Oxe, einer Schwester des in Dänemarks Geschichte berühmt gewordenen Reichshofmeisters Peder Oxe, kinderlos geblieben war, als Sohn angenommen und auf Kosten seines Oheims erzogen.

Tycho's gestrenger Herr Papa will aus dem aufgeweckten Burschen einen Kriegshelden, der weit sanftere Onkel aber um jeden Preis einen Rechtsgelehrten aus ihm machen. Vater Otto muß endlich nachgeben und Tycho, um ja nichts zu versäumen,

schon vom siebenten Jahre angefangen, Latein, Latein und vorzugsweise nichts Anderes als Latein treiben.

Der junge Lateiner macht darin so reißende Fortschritte, daß er ein Jahr später schon den halben Cornelius Nepos und ein Viertel der Catilinischen Verschwörung von Sallust in seinem Kopfe hat. Onkel und Tante sind entzückt darüber. Der Vater aber scheint zu grollen.

— Mit all' diesem Latein, sagt er zu seiner Frau Beata, wird unser erstgeborner Bengel schwerlich einen Hund vom Ofen weglocken, es müßte denn sein, daß der junge Professor diesem Hunde neben seinem Latein auch einen classischen Schinken hinhält.

— Für Tyge, sagte die zärtliche Mutter, ist mir nicht bange. Der wird ein großer, unsterblicher Mann!

— Gratulire! entgegnet der Vater, und erlaubte sich an der Erfüllung jener Weissagung seiner Frau sehr stark zu zweifeln.

Im April des Jahres 1559 wird unser kaum dreizehnjähriger Cicero auf die hohe Schule nach Kopenhagen geschickt. Dort treibt er Rhetorik und Philosophie.

Papa hält seinen Sohn für einen Esel, während der Onkel in seinem jungen Neffen ein frühzeitig entwickeltes Genie erblickt. Letzterer Ansicht ist auch die Mutter, denn welche Mutter hält nicht jeden ihrer Söhne für einen großen Geist, selbst dann, wenn sie auch alle zusammen scharf ausgeprägte Einfaltspinsel sind?

Bei Tycho ist dieß nicht der Fall!

Am 21. August des folgenden Jahres tritt eine längst vorausberechnete und vorherverkündete Sonnenfinsterniß ein.

Diese Finsterniß verschafft ihm Klarheit über seinen Beruf und entscheidet über seine Zukunft. Er beschließt, Astronom zu werden.

Kaum sechszehn Jahre alt, wird er von seinem Oheim in Begleitung eines über alle Begriffe einseitigen und pedantischen Hofmeisters im Februar des Jahres 1562 nach Leipzigs Universität geschickt.

Hier bleibt er drei volle Jahre. Hier setzt er dem Scheine nach die juridischen, aber desto eifriger im Geheimen seine mathematisch-astronomischen Studien fort. Weil der Onkel und — heimlich auch Mutter und Tante — dem Bruder Studio fleißig Geld schicken, so fehlt es ihm an nichts. Er führt ein lustig-flottes Leben, knüpft Freundschaft mit dem

jungen Bartholomäus Scultetus aus Görlitz, der mit ihm gleichzeitig studiert, und — verliebt sich nebenbei in die ziemlich hübsche Tochter seines Professors. des berühmten Mathematikers Johann Homelius aus Memmingen in Schwaben, stellt höchst gewagte Gleichungen an, zieht Quadratwurzeln aus, macht lateinische Gedichte auf sie, schaut Nachts in die Sterne und Tags in ihre Augen, vergleicht sie mit allen Göttinnen des Olymps und verspricht ihr in einer schwachen Stunde, sie, sobald er ausstudiert und seinen reichen Onkel beerbt haben wird, ohne Weiteres zu heirathen. — Quod non! sagt aber der Herr Professor, der einen solidern Gatten, als den dänischen Windbeutel für sie in petto hat, und dem Bruder Sausewind, dessen Besuche sich allzuhäufig wiederholen, zuletzt die Thüre weist.*)

— Gut, sagt Tyge und — tröstet sich.

Am 17. Mai des Jahres 1565 ruft ihn die Erkrankung seines Onkels von Leipzig, wo er wie jeder flotte Student einen Wald voll kleiner Bären und ein ganzes Alphabet rothgeweinter Mädchenaugen zurückläßt, nach Dänemark.

*) Homelius starb bald darauf, am 4. Juli 1562.

Er geht über Wittenberg nach Rostock und von dort zu Schiffe nach Kopenhagen.

Der Onkel hatte unterdessen seinen Neffen zum Erben eingesetzt, und stirbt am 21. Juni desselben Jahres.

Aus Dankbarkeit dichtet Freund Tycho, der sein Latein nicht vergessen hat, auf Onkel Jürgen eine ziemlich lange Grabschrift in fünf- und sechsfüßigen Versen*) und tritt gerührten Herzens die erste Hälfte einer ziemlich fetten Erbschaft an.

Der heiße Wunsch, die Welt zu sehen, treibt ihn schon nach einem Jahre wieder in die Fremde zurück. Dießmal unterstützt ihn, weil er, noch unmündig, die Erbschaft nicht erheben kann, sein Onkel mütterlicher Seits, Steen Bille.

Tycho de Brahe geht nach Wittenberg. Er langt dort am 13. April 1566 an, verliebt sich schon am andern Morgen in eine kleine dralle Bäckerstochter, die nicht minder frisch als die Waare ihres Vaters ist, improvisirt auch auf sie lateinische Gedichte, welche sie nicht versteht, verspricht endlich

---

*) Sie ist noch heutigen Tages in der Frauenkirche zu Kopenhagen, wo sein Oheim begraben liegt, zu sehen.

auch ihr die Ehe, macht sich aber — weil eben zu rechter Zeit die Pest dort grassirt — schnell wieder aus dem Staube und begiebt sich nach Rostock.

Hier bekommt er einen kleinen Denkzettel.

Am 10. December 1566 wird nämlich im Hause des hochwürdigen Pastoris primarii und hochgelahrten Professoris Theologiae, Doctoris Lucä Bacmeisterii, die Verlobung seiner jüngsten Tochter gefeiert, welche Emerentia oder Sophonisbe heißt und einen jungen schieläugigen, aber reichen Seifen- oder Leimsieder heirathet, der auf den Namen Hector oder Nicodemus hört. Unter den Eingeladenen befindet sich auch Tyge und einer seiner Landsleute, der junge, aufgeblasene, raufsüchtige Edelmann Manderup Parsberg.

Tycho, der für Frauenreize ein höchst empfängliches Herz besitzt, sieht die junge Braut zum ersten Male, verliebt sich sofort auch in sie und fordert sie — gleichzeitig mit Parsberg — zum ersten Tanze auf! Brahe aber erhält einen Korb und ist wüthend, daß Manderup, der ihm Sophonisben oder Emerentiam so mir nichts Dir nichts vor der Nase wegfischt, ihm vorgezogen wird.

Beide gerathen in Wortwechsel und trennen

sich als Feinde, die sich seitdem gegenseitig hassen und gleich gründlich verachten.

Siebenzehn Tage später gerathen sie in einen neuen, noch viel heftigern Streit, der mit einer Herausforderung endet! Am 29. December kommt's zum Duell. Parsberg schlägt ihm die Nasenspitze ab.

Das, was in Folge jenes Malheurs geschehen ist, soll uns einer der vielen Beschreiber seines Lebens, Philander von der Weistritz, Wort für Wort in seiner patriarchalisch-naiven Stylweise berichten:

‚In dieser Attaque (schreibt jener gute Philander Seite 39) verlor Tycho von Brahe seine Nase. — — — Indessen mußte Tycho von Brahe, da er nicht gewohnt war, ohne Nase zu sein, sich wegen einer neuen Nase Unkosten machen. Er war nicht vergnüget, sich eine wächserne Nase ansetzen zu lassen, wie Andere thun, sondern er ließ sich eine von Silber und Gold zusammengeschmelzete Nase verfertigen. Dieselbige war so sauber gemacht und verkleistert, daß sie das Ansehen einer natürlichen Nase hatte. — Wilhelm Jansonius, der mit Tycho von Brahe zwei Jahre umgieng, hat erzählet, daß Tycho von Brahe allezeit eine kleine Schachtel voll mit Leim und Salbe bei sich trug, welche er allezeit brauchte, auf die Nase zu salben.‘

Parsberg aber ist dreist genug, sich zu brüsten, er habe absichtlich seinem Gegner die Nasenkuppe weggehauen, weil er so ungebührlich eitel auf sie und seinen langen Schnurbart gewesen sei.

Der Mann mit der silbernen Nase folgt, nachdem er sich zwei Jahre in Rostock aufgehalten hat und — wie die böse Welt behaupten will — der jungen Seifensiedersfrau nicht ohne Erfolg den Hof gemacht haben soll, einer Einladung nach Lauingen, macht hier die Bekanntschaft des böhmischen Astronomen Cyprian Lwowský, lateinisch Leovitius genannt*), hört dessen Vorlesungen und legt hier den ersten Grundstein zum Tempel seines spätern Ruhmes.

1571 stirbt Tycho's Vater, der ehrliche und wohlgeborene Ritter Otto de Brahe, als Reichsrath und Befehlshaber auf dem schoonischen Schlosse Helsingborg und erlebt also nicht die Erfüllung der mütterlichen Prophezeihung. Erst gegen Ende des Jahres 1572 kehrt Brahe nach seiner Heimath zurück und wirft sich dort mit aller Thätigkeit seines Geistes und seiner

---

*) Lwowský starb, nachdem er aus den Gestirnen den Untergang der Welt, die zufällig noch heute steht, auf das Jahr 1584 festgesetzt hatte, zehn Jahre zuvor am 25 Mai 1574 zu Lauingen.

verstümmelten Nase, die seine Eitelkeit nie verschmerzt, auf seine Lieblingswissenschaften: Mathematik, Astronomie und Astrologie.

Erst sechsundzwanzig Jahre alt genießt der alte Schwede oder, richtiger gesagt, der junge Däne schon eines so großen Gelehrtenrufes, daß es in seiner Heimath Sprichwort wird zu sagen: Der oder Jener ist so klug, wie Tycho de Brahe.

Aber schon ein Jahr darauf macht dieser kluge Mann den ersten dummen Streich, indem er eine junge Bäuerin, in die er sich auf dem Gute seines Vaters verliebt und mit der er ein Töchterlein erzeugt hat, das wie die Mutter Christine heißt, nachträglich zu heirathen beschließt. Wir wiederholen heirathen, weil Mancher und Manche (darunter auch Elisabeth Bryske in ihrem adeligen Geschlechtsregister) dieß durchaus bestreiten und behaupten wollen, Christina sei nie seine rechtmäßig angetraute Frau, sondern immer nur seine Concubine, dänisch Frillekone genannt, gewesen. Wir lassen es hingestellt, ob dieß Wahrheit oder Verläumdung sei. Wir unsererseits glauben das Letztere.

Zwei Jahre nach seiner Verheirathung — Christine hat ihm unterdessen ein zweites Töchterchen, Margarethe oder Magdalene, geschenkt — läßt er

Weib und Kind zu Hause und geht zu seiner Erholung abermals auf Reisen: zuerst nach Cassel an den Hof des Landgrafen Wilhelm, der gleichfalls Sternseher ist und seinen berühmten Gast mit großer Feierlichkeit empfängt; von Cassel nach Frankfurt, von Frankfurt nach der Schweiz und Italien, geht von Venedig nach Mailand, von Mailand nach der Schweiz zurück, von Basel nach Augsburg und von Augsburg nach Regensburg, um hier am 1. November 1575 der prachtvollen Krönung Rudolphs zum römisch-deutschen König beizuwohnen.

Hier macht er die Bekanntschaft des Monarchen, der ihn zur Tafel zieht und wegen seiner Kenntnisse liebgewinnt. Hier ist's, wo Tycho ihm das Horoskop stellt und den Rath ertheilt, sich niemals zu verheirathen, weil er im Buche der Sterne gelesen, daß Rudolph an seinen Söhnen keine Freude erleben, ja, daß Einer darunter sogar nach dessen Leben trachten und er selbst (der Vater) sich wie sein erlauchter Oheim Philipp II. von Spanien gezwungen sehen würde, den ungerathenen Sohn, der ihm großen Kummer bereitet, gewaltsam aus der Welt schaffen zu lassen.

(Also schon damals hatte Rudolph aus Furcht, einen Don Carlos zu erzeugen, den Beschluß gefaßt,

ledig zu bleiben und nur einmal hatte sein Vorsatz geschwankt, damals, als ihm von vielen Seiten her, und zuletzt durch Girolamo Scotto, die Hand der Princessin von Toskana, Maria von Medicis, angetragen war. Isabella Clara Eugenie, die Tochter Philipps II., die ihm ursprünglich zur Frau bestimmt gewesen, vermählte sich 1598 mit Rudolphs viertem Bruder Albrecht, Statthalter der Niederlande, und Maria von Medicis am 4. December 1600 mit Heinrich IV., der sich von seiner ersten Frau geschieden hatte.)

Von Regensburg kehrt der überall gefeierte Tycho de Brahe, dessen Ruf unterweges lawinenartig angewachsen ist, nach Kopenhagen zurück, wird auf Empfehlung des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel dem Könige Friedrich II. vorgestellt, der ihn so liebgewinnt, daß er ihm die Insel Huen und ein Jahrgehalt von drei tausend Reichsthalern schenkt und ihm auf jener Insel ein prachtvolles Lustschloß mit Sternwarte, chemischem Laboratorium und einer Buchdruckerei erbaut, welches von seinem Eigenthümer ‚Uranienburg‘ oder ‚Sternstadt‘ getauft wird.

Hier schlägt Tycho seine Residenz auf:

‚Mein Schloß (schreibt er 1581 einem Freunde im Auslande) liegt am Oeresund, zwischen Seeland und Schoonen. Die Insel Huen, die der König

mir und meinen Nachkommen geschenkt, ist von einem lachenden Kranze vier Schoonischer und zwei Seeländischer Städte eingefaßt. Drei Meilen südwestlich von Huen liegt Kopenhagen; zwei Meilen nördlich und nordöstlich Helsingoer (wo Prinz Hamlet begraben liegen soll), mit dem prachtvollen Schlosse Cronenborg in Seeland und Helsingborg in Schoonen; eine Meile östlich liegt Landscrona, vier Meilen südöstlich erhebt sich Lund und fünf Meilen südlich Malmö, berühmt durch den hier 1524 abgeschlossenen Frieden zwischen Christian II. von Dänemark und dem Reichsverweser Suante Sture von Schweden. — Meine Insel hat 8160 Schritt oder zwei Meilen im Umkreise, besteht aus zweiunddreißig Bauerhöfen und bildet ein eigenes Kirchspiel, das unter meiner Gerichtsbarkeit steht. Hier bin ich unumschränkter König.

Vor Jahrtausenden ward dieses fruchtbare Eiland, der Sage nach, von dem nordischen Recken Huenulla und dessen Nachkommen Haagen und Grunild bewohnt. An den vier Enden der Insel hatten sie vier feste Schlösser erbaut, deren Grundmauern noch jetzt zu sehen sind. Das erste dieser Schlösser hieß Norborg, das andere Süderborg, das dritte gegen Westen, Karchecida und das vierte gegen

Osten Hammer. Alle diese Schlösser wurden erst 1288 vom König Erich von Norwegen zur Zeit des Dänenkönigs Erich Meeved zerstört.

Der Grundstein zu meiner Urianburg oder Sternstadt ward am 8. August 1576 durch den Gesandten König Heinrichs III. von Frankreich, den gelehrten Charles Danze, gelegt. Der Bau des ganzen Schlosses, der vier volle Jahre gewährt, hat außer dem, was die Huld meines Fürsten dazu beigesteuert, über zwei Tonnen Goldes aus meiner eigenen Tasche gekostet.

Das in Form eines vierstrahligen Sternes erbaute Schloß, 60 Fuß lang und 60 Fuß breit, hat vier Rundtheile und auf jeden derselben steht eine der vier Jahreszeiten in Form einer allegorischen Statue. In der Mitte des Schlosses erhebt sich ein 75 Fuß hoher Thurm, auf dessen Kuppel ein vergoldeter Pegasus auf den Hinterfüßen steht und dessen gleichfalls vergoldete Flügel gleichzeitig Wetterfahnen sind.

Im südlichen Flügel meines Schlosses liegt mein großer achtfensteriger Studirsaal, in welchem meine Bibliothek und der ganze reiche Apparat der von mir selbst oder unter meiner Aufsicht angefertigten mathematischen und astronomischen Instrumente aufgestellt ist. An den Wänden prangen

Hipparchos, Ptolomäus, Albatege, Nicolaus Copernicus, mein Freund und Gönner: der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, und mein Lieblingsdichter: der schottische Barde Georg Buchanan in prachtvoll eingerahmten Bildnissen. Letzteres ist ein Geschenk des englischen Gesandten Petrus Junius. Sowohl im südlichen als im nördlichen Flügel erheben sich je zwei Sternwarten, von denen die eine höher liegt und größer als die andere ist. Im nördlichen Flügel befindet sich außerdem ein achteckiger Saal, im südlichen das chemische Laboratorium.

Unter der Kuppel des großen Mittelthurms ist das große Uhrwerk mit der darüber hangenden Glocke angebracht. Unter dieser Uhr liegt ein achteckiger Saal mit freier Aussicht nach allen Seiten hin, von außen mit einer Gallerie umgeben, die sich um das ganze Dach des Schlosses zieht und von dort dem erstaunten Auge einen kostbaren Rundblick auf die ganze Umgegend und eine Fernsicht auf das majestätisch dahinrauschende Meer gewährt.'

Friedrich II. fährt unterdessen fort, ihn mit Gnadenbezeugungen zu überhäufen. Außer der jährlichen Einnahme von zwei tausend Reichsthalern, die ihm aus dem Oeresund'schen Zolle zufließt, erhält er Nordfiörd in Norwegen zu Lehn und nach

dem 1579 erfolgten Tode Hendrik Holcks das Canonikat der Dreikönigscapelle in der Domkirche zu Roeskilde, eine Präbende, die ihm über tausend Reichsthaler einträgt, wofür er die Verpflichtung übernimmt, die Begräbnißstätte der Könige aus dem Stamme Oldenburg in gutem Stande zu erhalten, was Tycho in seiner gelehrten Zerstreuung aber ganz und gar zu vergessen scheint, woher es kommt, daß die seiner Obhut anvertrauten Gräber mehr und mehr in Verfall gerathen.

Im Jahre 1583, wo Christina ihm den zweiten Sohn, Jürgen, schenkt, verleiht ihm der König, um seines gelehrten Freundes häufige Ausflüge nach Kopenhagen zu erleichtern, mittelst offenen Briefes vom 11. November ein neues Zeichen seiner Huld. Der Anfang dieses an den Rentmeister Christoph v. Walckendorf auf Glorup gerichteten Befehles lautet:

„Friedrich der Andere von Gottes Gnaden König zu Dänemark, Norwegen, der Wenden und Gothen u. s. w. Unsere besondere Gunst zuvor! Wisset, daß Wir dem Uns lieben Tycho de Brahe, Unserm Manne und Diener, ein Schiff oder Lootsmannsboot, so am besten bei Euch zu bekommen ist, so groß als von 50 Lasten oder ohngefähr darüber zwischen 50 und 60, gnädigst geschenket und gegeben. Dahero ist

Unser gnädigster Wille und Meinung, daß er ein dergleichen gutes, neues und nicht zu altes (Schiff) mit guter dazu gehörigen Geräthschaft, ehestens bekommen möge u. s. w. Geschrieben auf Unserm Hofe Haffreballe 11. Nov. 1583. Friedrich.'

Am 20. Juli des folgenden Jahres (1584) begleitet Tycho den Schoonischen Adel nach Lund, um dort dem 4. April jenes Jahres zur Welt gekommenen Thronfolger Prinzen Christian zu huldigen.

In demselben Jahre erhält er den Besuch des berühmten Franzosen Jacques Bongars und im September den seines Freundes Fritz Lange, eines gelehrten Edelmannes aus Jütland, der einen Dithmarsischen Studenten, Nicolaus Raimarus Ursus, mitbringt, welchen Tycho in seiner Druckerei als Corrector anstellt, der seinem Herrn nach und nach all' seine astronomischen Geheimnisse ablauscht und später dessen Gegner wird.

Die Mußestunden füllt unser gelehrter Astronom mit ellenlangen lateinischen Gedichten aus, die er zum Neujahr zu Ehren des berühmten Kanzlers Niels Kaas und an Heinrich Rantzau, königlichen Statthalter der schleswig-holstein'schen Fürstenthümer macht. Er kennt den Einfluß dieser Männer und weiß, daß sie ihm zu nützen vermögen.

Am 5. Januar 1586 stirbt sein mütterlicher Onkel, Steen Bille auf Vandaas, Lehensmann des Klosters Zerisvad in Schoonen, im 59. Jahre seines Lebens. Er wird in der Helsingborger Kirche begraben, und auch ihm zu Ehren macht unser Cicero eine lateinische Grabschrift.

Im Sommer desselben Jahres erhält Tycho de Brahe den Besuch seines königlichen Beschützers und der Königin Sophia, welche großen Gefallen an chemischen Uebungen fand, ein Besuch, der des schlechten Wetters wegen sich bis zum dritten Tage ausdehnt. Zum Andenken an jenen Besuch schneidet die Gemahlin des Königs am 28. Juni auf eine Fensterscheibe Uranienburgs ihren frommen Sinnspruch: ‚Gott verläßt die Seinen nicht‘ ein, und ihr Gemahl schenkt ihm im Augenblicke des rührenden Abschiedes die goldene Kette mit dem Elephanten, die er bis dahin selbst getragen hat. Und seit jenem Augenblicke betrachtet sich der eitle Gelehrte als ‚Ritter des Elephantenordens‘, eine Auszeichnung, die ihm viele seiner neiderfüllten Gegner gar zu gerne streitig machen wollen.

Drei Monate später wiederholt die Königin Sophia ihren Besuch auf der Insel Huen in Begleitung ihrer Eltern, des Herzogs Ulrich und der Herzogin

Elisabeth von Mecklenburg. Beide schreiben sich in sein Stammbuch.

Am 12. September desselben Jahres bewilligt ihm der König anstatt des Norwegischen Lehns, das auf einen Andern übertragen wird, eine jährliche Entschädigung von vierhundert Reichsthalern aus dem Helsingoerer Zoll, was Tycho, der ein vortrefflicher Rechner ist, Jenem vorzieht.

Außer seinen Studien beschäftigt er sich mit Kalendermachen und schickt jährlich zwei seiner Almanache an König und Königin, welche die Ankunft derselben, da sie auch Prophezeihungen für das nächstfolgende Jahr enthalten, kaum erwarten können, und den Propheten von Huen dafür alljährlich belohnen. Tycho versteht, wie man daraus ersieht, nicht bloß den Lauf der Sterne, sondern auch die Launen des Jahres zu berechnen und aus Beiden den bestmöglichsten Nutzen zu ziehen.

Am 4. April des Jahres 1588 erfolgt der Tod seines königlichen Beschützers. Friedrich II. stirbt zum Trotze der Tychonischen Weissagung, nach welcher er erst 1593 hätte sterben sollen, schon fünf Jahre früher.

In demselben Jahre erhält Tycho unter Andern auch den Besuch des gelehrten Engländers Daniel

Rogers, welchen Königin Elisabeth nach Dänemark geschickt. Rogers verspricht ihm ein Privilegium für den Druck seiner Schriften.

Gleich nach dem Tode des Königs wendet sich Brahe an dessen (damals noch unmündigen) Nachfolger Christian IV. und verlangt, außer den königlichen Jahrgehalten und den Einkünften seiner Insel, auch die Bezahlung von sechstausend Reichsthalern Schulden, in die er sich auf Verlangen des hochseligen Königs und zur Ehre des Reiches hineingestürzt haben will.

Dieses keineswegs gerechtfertigte Gesuch wird ihm von der Regentschaft (bestehend aus den vier Regierungsräthen Niels Kaas zu Thaarupgaard — auf welchen er einen langen Neujahrswunsch gedichtet — Peder Munk zu Estheradgaard, Jürgen Rosencranz zu Rosenholm und Christoph Walkendorf zu Glorup) in Gnaden bewilligt. Am 14. December 1588 erhält Brahe die verlangten sechstausend Thaler.

Huen wird der Wallfahrsort aller gelehrten Reisenden. In Kopenhagen sein, ohne Brahe und seine Sternstadt kennen zu lernen, ist ein eben so großes Verbrechen, als in Rom verweilt, ohne Papst und Vatican gesehen zu haben.

Drittes Capitel.

Tycho's Hund.

Auch der neue Monarch — oder die Regentschaft — überhäuft den ‚Stolz Dänemarks' mit neuen Beweisen königlicher Huld. Am 13. März 1589 schenkt ihm die Krone zwei Häuser in Kopenhagen — das eine in der Färberstraße und die steinerne Schanze, unfern des Festungswalles. Letztere benützt er zu astronomischen Beobachtungen.

Im Sommer desselben Jahres geruht der ‚König auf Huen' dem berühmten Pfalzgrafen und gekrönten Dichter Nicolaus Frischlin, aus Balingen in Würtemberg, eine Audienz in so hochfahrendem Schreiben zuzusagen, daß Meister Frischlin es vorzieht, lieber zu Hause zu bleiben, als nach Dänemark zu gehen, um den eiteln Mann mit der silbernen Nase zu sehen.

Am 21. März 1590 schreibt er einem andern Freunde.

‚Ich komme vor lauter Neugierigen, die mein Schloß zu sehen und mich kennen zu lernen wünschen, Tags über nur selten zur Arbeit.

Gestern besuchte mich König Jacob von Schott-

land, der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, in Begleitung seines zahlreichen Gefolges, das aus dessen Räthen, worunter sich sein Kanzler Johann Metellus befand, und dem höchsten Adel seines Landes bestand. König Jacob, selber ein gelehrter Herr, hatte zu Opslo in Norwegen überwintert, woselbst er im November 1589 mit der Prinzessin Anna, der jüngsten Tochter Friedrichs II. und Schwester Christian IV., vermählt worden war.*) Ich legte dem hohen Gaste mein Stammbuch vor und er geruhte allerhöchsteigenhändig sein Symbolum einzuschreiben:

Est nobilis ira Leonis:
Parcere subjectis et debellare superbos.
Jacobus Rex.

Der Monarch, nicht wenig erfreut, meine Bekanntschaft zu machen, war entzückt, in meiner Bibliothek das so wohlgetroffene Bild seines ehemaligen Lehrers Buchenan zu erblicken. — Kurz vor seiner Abreise schenkte er mir zwei englische Doggen, ein

*) Am 21. Januar 1590 von Opslo in Helsingoer angelangt, verweilte er dort bis zum 21 Februar auf dem Schloß zu Cronenborg uud begab sich von hier nach Kopenhagen.

Paar Prachtthiere, die mir mehr Freude als zehn meiner ungelehrigen Scolaren machen.‘

Diese Doggen werden seine Lieblinge, die ihn den ganzen Tag auf Schritt und Tritt begleiten und Nachts als treue Schildwachen den Eingang zu seinem Schlafzimmer bewachen, in das außer ihm (und seiner Frau?) Niemand einzutreten wagt, aus gerechter Furcht, von diesen vierfüßigen Thürstehern in tausend Stücke zerrissen zu werden.

Diese Herren Hunde, von denen er zu Ehren der zwei Räthe Seiner schottischen Majestät den Einen Junius und den Andern Metellus nennt, werden seinem Herzen so theuer, daß er sie in Stein aushauen und auf die zwei Eingangspforten seiner Sternstadt als Symbole der Treue und Wachsamkeit aufstellen, und später sogar eine Schaumünze auf sie prägen läßt mit der Umschrift ‚Tychonis Brahei Delicium‘ (Tycho de Brahe's Freude.)

Aber gerade eine dieser von ihm fast abgöttisch verehrten Doggen wird, wie man später erfahren soll, die erste Ursache der Ungnade, die er sich beim Könige und dessen Regentschaft zuzieht.

Im Juni desselben Jahres erhält Tycho de Brahe vom Kaiser Rudolph ein Privilegium gegen

den Nachdruck seiner auf Huen gedruckten Schriften auf dreißig Jahre.

Im August überrascht ihn der unerwartete Besuch jenes gelehrten Mathematikers des Landgrafen Wilhelm von Hessen, Christoph Rothmanns, mit welchem er seit Jahren in vertrautem Briefwechsel steht. Rothmann bleibt hier fünf volle Wochen viel zu lange für den keinesweges allzufreundlichen Wirth, der lieber zu nehmen, als zu geben gewohnt ist.

Im Sommer des Jahres 1591 geruht auch der junge, vierzehnjährige König Christian IV. begleitet von den drei Regentschaftsräthen Kaas, Rosencranz und Walkendorff, dem berühmten Unterthanen die Ehre seines allerhöchsten Besuches zu schenken und dessen Schloß allerhuldreichst in Augenschein zu nehmen. Die ersten Zwei dieser Herren sind Tycho's Freunde und Beschützer; der Dritte aber (ein naher Anverwandter Manderup Parsbergs, der seinem Gegner die Nase verstümmelt hat) schien weder das Eine noch das Andere, sondern — wenn auch in Stillen nur — neidisch auf den Ruhm seines übertrieben eiteln Landsmanns zu sein.

Der junge Monarch schenkt ihm eine goldene Kette mit seinem von Brillanten eingefaßten Bilde, die er bei jenem Besuche an der eigenen Brust

getragen hat, und bleibt einige Tage auf dem Schlosse, dessen Sehenswürdigkeiten er nicht genug bewundern kann.

Eines Morgens, als der Rentmeister Christoph Walkendorff etwas allzufrüh in Tycho's Schlafzimmer eindringen will, um sich auch dort neiderfüllt umzusehen, will das Unglück, daß dieser heimliche Gegner von einer der beiden Doggen höchst ungastlich überfallen wird. Metellus beißt acht Neuntel der ohnehin dürftigen Wade Seiner Excellenz weg, und legt durch diesen äußerst bissigen Biß den ersten Keim zur offenen Feindschaft zwischen ihm und seinem Herrn, der durch den Lärm der Dogge herbeigerufen mit Jenem in harten Wortwechsel geräth. Dieses Factum erzählen, fast ganz übereinstimmend, Thomas Bartholmus, Pierre Gassendi, Ludwig von Holberg, und Daniel Huet, Bischof von Avranches, der 1652 eigends nach Kopenhagen kam, um dort genaue Erkundigung darüber einzuziehen.

Und gleichwie aus dem Bisse des obersthofmeisterlichen Hundes, welcher eine Lieblingskatze des Vicekanzlers Kurtz von Senfftenau getödtet, sich eine Todfeinschaft zwischen diesem und Georg Popel von Lobkowic entsponnen hatte, so entspinnt sich hier aus ähnlicher Ursache ein ewiger Haß zwischen dem Manne

mit der gebissenen Wade und dem Gelehrten mit der verstümmelten Nase.

Die Folgen dieses Hasses wird man später erfahren.

Am 17. Januar 1592 stirbt Frau Inger Oxe, die Wittwe seines Onkels auf Tostrop, die zwölf Jahre hindurch Oberhofmeisterin bei der Königin Sophie gewesen war. Sie hinterläßt gegen 100,000 Reichsthaler an Gold und Silber, Schmuck und kostbaren Geräthschaften. Tycho erbt davon einen Theil. Seine Mutter aber wird Nachfolgerin im Amte der seligen Tante, die man in der Frauenkirche zu Kopenhagen begräbt. Auch sie wird durch eine lateinische Grabschrift geehrt.

Im Jahre 1593 beginnen auf geheimes Anstiften des Mannes mit der gebissenen Wade, die ersten Reibungen zwischen dem Hofe und dem Manne mit der silbernen Nase. Walkendorf macht ihm den nicht ganz ungegründeten Vorwurf, daß er die Königsgräber in Verfall gerathen ließ, weil sein Geldgeiz es ihm nicht erlaubt hat, frühzeitig für Restauration der Capelle zu sorgen, wodurch Letztere jetzt ganz und gar baufällig ist.

Durch einen offenen Brief vom 1. August 1593

wird der Canonicus zu Roeskilde in ziemlich hartem Tone ermahnt, die Capelle nun herstellen zu lassen.

Es vergeht ein ganzes langes Jahr und es geschieht nichts von Seiten des geizigen Präbendärs, den Zorn des Monarchen zu beschwichtigen. Am 4. September 1594 erfolgt von Colding aus eine neue und noch härtere Mahnung, die Capelle bis zum nächsten Weihnachtsfeste restauriren zu lassen, widrigenfalls der König sich genöthigt sehen würde, ihm diese Pfründe abzunehmen und einen andern ‚ehrlichen und wohlgeborenen Mann' damit in Hulden zu belehnen. Aus Furcht, diese Präbende zu verlieren, läßt er die Capelle endlich herstellen.

In demselben Jahre (am 28. Mai) stirbt der Kanzler Niels Kaas, in welchem Tycho den besten seiner Freunde und den einflußreichsten seiner Gönner verliert.

Der Mann mit der gebissenen Wade hetzt ihm neue Feinde auf den Hals, dadurch, daß er bei Hofe das Gerücht aussprengt, daß der Mann mit der silbernen Nase seit einer Reihe von Jahren mit einer unfreien Bäuerin Christina in wilder Ehe lebe und sich außer ihr, mit der er bereits acht Kinder gezeugt, noch eine zweite Liebschaft erlaubt habe, die nun gleichfalls von ihm betrogen sei.

König Christian, dessen Grundsätze im Puncte der Sittlichkeit die lautersten sind, wenn auch die ihm feindlich gesinnten Historiographen das Gegentheil behaupten, ist außer sich, daß sein ‚lieber Degen und Diener' ihm mit so wenig erbauendem Beispiele vorangeht. Und so kommt es, daß Tycho de Brahe jetzt eben so rasch in der Gunst des Nachfolgers sinkt, als er in jener seines Vorgängers emporgestiegen war.

Man rümpft bei Hofe die Nase über seine Nase, erlaubt sich anzügliche Witze darüber und geht zuletzt so weit, zu behaupten, daß er sie nicht in Folge eines Duells, sondern aus ganz anderer Ursache eingebüßt haben soll. Das empört unsern ‚lieben Mann' in so hohem Grade, daß er den heimlichen Entschluß faßt, sich um eine andere Stellung im Auslande umzusehen und, sobald er eine solche gefunden, seinem undankbaren Vaterlande den Rücken zu kehren und sich für immer von ihm loszusagen.

Bald darauf empfängt er zu seinem Troste den Besuch des Vice-Kanzlers Jacob Curtius von Senfftenau, der vom Kaiser Rudolph nach Huen abgeschickt ist, um mit Tycho wegen einer Anstellung am Hofe zu Prag in Unterhandlung zu treten.

Aber diese heimlich gepflogenen Unterhandlungen zerschlagen sich durch den für Tycho de Brahe zu

früh und für Georg Popel von Lobkowic leider zu spät erfolgten Tod des Vice-Kanzlers, der wenige Monate nach seiner Rückkehr aus Dänemark die großen Winterquartiere des Jenseits bezieht.

Im Jahre 1595 vollendet Tycho die große aus Messing gearbeitete Himmelskugel, an welcher er fast fünfundzwanzig Jahre gearbeitet hat, und die eine bildliche Darstellung des von ihm aufgestellten Planetensystems giebt, nach welchem unsere Erde, die der Mittelpunct des ganzen Weltalls ist, vom Monde, dem Mercur und der Venus umkreist wird, während die vier anderen Planeten (zu Brahe's Zeiten kannte man deren erst sieben) nicht unmittelbar um die Erde, sondern in Epicyclen um die Sonne und mit dieser um den Mittelpunct des Weltalls laufen. Er erhebt die Zahl der Fixsterne auf 1000, von denen jeder Einzelne auf seinem Messing-Globus eingegraben ist.*)

Zum Aerger seiner Neider und Feinde, deren

*) Diese Himmelskugel, zu welcher bloß das Material ihn über 10,000 Reichsthaler gekostet haben soll, ward, nach verschiedenen Wanderungen nach Kopenhagen zurückgekehrt, bei dem 1728 daselbst ausgebrochenen Brande ein Raub der Flammen.

Zahl mit dem Anwachsen seines Ruhmes von Tag zu Tage zunimmt, läßt er in demselben Jahre, in welchem er seinen Globus vollendet hat, auf sich eine silberne Denkmünze prägen. Auf der Vorderseite derselben prangt sein Brustbild mit der Kette des Elephantenordens und jener, die ihm König Christian geschenkt, umgeben von der Umschrift: Effigies Tychonis Brahei, O. T. aetatis 49. Auf der Rückseite sieht man sein dreifelderiges Wappen, eingefaßt von seinem Wahlspruche: „Esse potius quam haberi*) und der Jahreszahl 1595.

Diese Selbstvergötterung zieht ihm neue Gegner und darunter auch manchen boshaften Spötter zu. Zu Letztern gehört der Doctor Medicinae und Canonicus zu Lund, Gellius Sascerides, der sechs Jahre lang Tycho's Schüler gewesen war und welchem der Lehrer die Hand seiner ältesten Tochter Magdalena zugesagt hatte. Aus der zurückgegangenen Heirath entspinnt sich zwischen Schüler und Lehrer eine Feindschaft, die von beiden Seiten mit Verläumdungsklagen endet, bei welchen, wie dieß in solchen Fällen

---

*) Besser sein als scheinen.

immer zu geschehen pflegt, Jeder von Beiden verliert und Keiner von Beiden etwas gewinnt.*)

Tycho's Feinde wärmen aus Mangel neuer Anklagen wieder die alte auf, daß er mit einem unfreien Weibe in wilder Ehe lebe. Er aber hält es unter seiner Würde, sich gegen dieses alberne Märchen zu vertheidigen. „Nil moror nugas!" Ich achte kein Geschwätz! ruft er aus und — schweigt dazu.

Am 9. April 1596 verliert er den zweiten Freund und Beschützer seiner Studien in der Person des ehemaligen Regentschaftsrathes Jürgen Rosencranz auf Rosenholm.

Am 14. Juli 1596 entdeckt er einen neuen Kometen, den siebenten und letzten, den er auf Uranienburg beobachtet und dessen Bahnen er berechnet.

Am 31. August desselben Jahres erreicht König Christian IV. seine Großjährigkeit und wird feierlich in der Frauenkirche zu Kopenhagen gekrönt. Tycho's erbittertster Feind, Christoph von Walkendorf, der

---

*) Ein Jahr später vermählte sich Dr. Gellius Sascerides mit Anna, Tochter des Rathsherrn Hanns Skytte; Magdalene v. Brahe aber blieb ihr ganzes Leben lang unverheirathet.

seine weggebissene Wade noch immer nicht verschmerzen kann, wird Reichshofmeister, und Christian von Friis, ein anderer Gegner des ‚stolzen Sternguckers und Kometenschnüfflers' wird zum Kanzler des Reiches erhoben.

Beide beginnen ihre neue Laufbahn damit, daß sie dem in der Gunst des Königs gestürzten Lieblinge eine Revenue nach der andern entziehen und außerdem Alles aufbieten, ihm seinen fernern Aufenthalt auf Huen und in Dänemark gründlich zu verleiden.

Tycho de Brahe sieht die Unmöglichkeit ein, sich länger hier zu halten. Er spricht seinen Unmuth in einem Dystichon aus:

‚Ut me turbet Eris, turpisque calumnia turpet,
Invidiam superat spe melioris Eros',

und wendet sich am letzten Tage des Jahres, in welchem seine Ungnade beginnt, an den Kanzler Christian Friis von Borreby, beklagt sich über die ‚schändliche Verläumdung seiner Feinde' und verlangt dafür Genugthuung von ihm und dem Könige.

Die aus Colding vom 20. Januar 1597 datirte Antwort des Kanzlers — ein kleines Meisterstück diplomatischer Heuchelei — empört den ‚nobilissimum virum et amicum suum charissimum' (denn

so lautet die Aufschrift jener ablehnenden Antwort) dergestalt, daß sein theurer und berühmter Freund neuerdings beschließt, je eher je lieber einzupacken und sein undankbares Vaterland für immer zu verlassen.

Einer der Geschichtsschreiber Brahe's hat die nicht uninteressante Bemerkung gemacht, daß in jedem Jahrzehend seines Lebens das sechste Jahr für ihn ein merkwürdiger Zeitabschnitt ist: 1546 wird er geboren; 1556 fängt er an, sich der Astronomie zuzuwenden; 1566 büßt er in Rostock seine Nasenkuppe ein; 1576 wird er mit der Insel Huen belehnt; 1586 erhält er auf Uranienburg den Besuch des erlauchten Königspaares und erreicht den Meridian seines Ruhmes; und 1596 fällt er durch die Machinationen seines Hauptgegners Walkendorf in Ungnade.

Am 15. März 1597 stellt er auf Huen seine letzte astronomische Beobachtung an; Tags darauf beginnt er seine Instrumente, Bücher, Meubles und Buchdruckerei einzupacken und am 29. April verläßt er die Insel Huen, wo er einundzwanzig Jahre hindurch wie ein ‚König der Astronomie' residirt hat.

Durch offenen Brief vom 10. Juni desselben Jahres wird ihm das Canonicat der Dreikönigscapelle zu Roeskilde entzogen und auf dessen Feind, den Kanzler Christian Friis, übertragen.

Der ehemalige Erb- und Gerichtsherr auf und zu Huen, der Ritter des Elephantenordens, der gewesene Canonicus der Dreikönigscapelle zu Roeskilde, der Expräbendär von Nordfiord in Norwegen, der Inhaber des sechszig Lasten schweren Königsschiffes, das er unterdessen für ein Spottgeld verkauft, der Besitzer der zwei Häuser zu Kopenhagen, die man ihm mittlerweile wieder abgenommen hat, verläßt nun mit Sack und Pack, mit seiner verläumdeten Frau und seinen acht Kindern, mit seiner silbernen Nase und seiner messingenen Himmelskugel, mit seinen astronomischen Instrumenten, seinen zwei englischen Doggen und seinem Lieblingsschüler Christian Longomontan seine undankbare Heimath, die ihn lieblos anschwärzt und verketzert, geht im Herbste des Jahres 1598, nachdem er sich kurze Zeit in Kopenhagen aufgehalten und Weib und Kinder zu Wandesburg unter dem gastfreundlichen Schutze des sternkundigen Grafen Heinrich von Rantzau zurückgelassen hat, nach Wittenberg und folgt von hier gegen Ostern 1599 einem auf Empfehlung seines alten Freundes Thaddäus von Hájek an ihn ergangenen Rufe an den Hof Kaiser Rudolphs II.

In Prag eilen dem gestürzten ‚Könige von Huen' der Geheimschreiber des Kaisers, Giovanni Barbice,

der Protomedicus des Königreichs Thaddäus von Hájek, mit einem zahlreichen Gefolge anderer Abgesandten des Kaisers bis vor die Thore der Stadt entgegen, begrüßen ihn dort mit glänzender Feierlichkeit und führen ihn im kaiserlichen Wagen und wie im Triumphzuge nach dem Hradschin, wo ihn der Kaiser mit entblößtem Haupte und einer lateinischen Rede im Ferdinandeischen Lustschlosse allerhuldreichst zu empfangen geruht.

Tycho wird zum geheimen Rathe mit einem Jahrgehalte von viertausend Ducaten ernannt. Der Kaiser läßt ihm sofort ein Geschenk von zweitausend Ducaten zur Einrichtung eines neuen Hauswesens ausbezahlen und kauft für ihn das Haus des verstorbenen Kanzlers Jacob Curtius von dessen Witwe, die es ihm gegen einen Kaufpreis von zwanzigtausend Thalern einräumt.

Aber bevor er dieses Haus bezieht, bewohnt er einige Zeit das Belvedere, wo er in Gegenwart des Kaisers und seines um ihn versammelten Hofstaates neue Himmelsbeobachtungen anstellt, das Erscheinen eines neuen Kometen für das Jahr 1606 und die Ermordung Königs Heinrich IV. von Frankreich auf das Jahr 1610 prophezeit.

Unterdessen ist in Prag die Pest ausgebrochen.

Rudolph stellt ihm eines seiner drei Lustschlösser: Brandeis, Lissa und Benátek, die eine halbe oder ganze Tagreise von der Hauptstadt liegen, zu freier Auswahl und Verfügung. Unter diesen wählt Tycho das Letztere, das größte und bequemste, das fünf Stunden von Prag an der Iser gelegene, wegen der Schönheit seiner Lage das böhmische Venedig genannt ward.

Am 20. August 1599 hält er dort seinen feierlichen Einzug und verweilt daselbst fast ein ganzes Jahr, während welcher Zeit er mit Rudolph, der jener Seuche wegen sein Hoflager in Pilsen aufgeschlagen hat, in ununterbrochenem Briefwechsel steht. — Unterdessen sind ihm Frau und Kinder von Wandesburg nachgefolgt.

Erst Anfangs August 1600 kehrt Tycho nach Prag zurück und bezieht das Curtius'sche Haus.

Aber das mittlerweile vom Erzbischofe Zbyněk Berka von Duba und Lipa gestiftete Kapuzinerkloster, das dicht an Brahe's Behausung grenzt, giebt dem durch das nächtliche Horaläuten in seinen Beobachtungen gestörten Astronomen die erste Veranlassung zu einer Beschwerde an den Kaiser, welche Letzteren veranlaßt, den frommen

Söhnen des heiligen Matthäus von Bassi*) das ‚nächtliche Gebimmel‘ auf's Strengste zu verbieten, weil es sein kaiserlicher Wille seie, daß sein in den Sternen lesender Gast in seinen gelehrten Nachtwachen und Himmelsbeobachtungen fernerhin nicht mehr beunruhigt werde. Die Kapuziner aber, gekränkt durch dieß Verbot, beschließen einstimmig, das ihnen erst kurz vorher eingeräumte Kloster zu verlassen und sich anderswo anzusiedeln, ein Beschluß, der durch die weise Vermittlung des Erzbischofs aufgegeben wird. Die frommen Brüder bleiben in ihrem Kloster, aber sie müssen ihre Betstunden ändern und ihre Andacht vor Aufgang der Sterne verrichten.

Und Tycho de Brahe ist beruhigt! — — — — — — — — — — — — —

Während wir den in seiner Heimath gestürzten und in der Fremde zu neuen Ehren gelangten Mann mit der silbernen Nase und seinen messingenen Fernröhren auf der Sternwarte des Curtius'schen Hauses im Kreise seiner andächtigen Jünger und Freunde

*) Der Kapuziner-Orden, von Matthäus de Bassi 1526 gestiftet, wurde zwei Jahre später vom Papste Clemens VII. bestätigt.

Christianus Longomontanus, Johannes Kepler, Thaddäus von Hájek und Giovanni Barbice ungestört den nächtlichen Himmelsbetrachtungen, Tycho's Frau aber und seine acht Kinder ihren häuslichen Beschäftigungen überlassen, eilen wir vom Hradschin nach Pürglitz zurück.

Viertes Capitel.

Libuša und ihr sogenannter Herr Gemahl.

Dort saßen noch Beide. Seit ihrer Gefangennehmung waren bereits vier volle Jahre verstrichen, ohne daß es dem Abenteurer und seiner vielgeliebten Frau trotz allen Grübelns und Bemühens hatte gelingen wollen, den emsig gesuchten Stein der Weisen aufzufinden.

Während dieser langen, unerträglich einförmigen Haft hatte sich die Pseudo-Gräfin Clelia, Anfangs stolz und auf ihre Beliebtheit pochend, später aber als sie eingesehen, daß dieser Trotz ihr nichts helfe, de- und wehmüthig an die Gnade des Kaisers gewendet, und ihn bei dem Heile seiner Seele beschworen, sie endlich in Freiheit zu setzen. Ein Theil

ihrer Briefe an Rudolph war, wie dieß in Fällen solcher Art nicht selten zu geschehen pflegt, unterschlagen worden; andere hatte er gelesen, aber noch immer aufgebracht auf Clelia, welche die Gräfin Maria so schwer verläumdet, und noch mehr erbittert auf Scotto, der ihn so lange hinter's Licht geführt, ohne Antwort gelassen. Nur einmal, nach Verlaufe von drei Jahren, war er so herablassend gewesen, dem Abenteurer mündlich sagen zu lassen, er werde nach Ablieferung des bewußten Pulvers nicht nur augenblicklich freigelassen, sondern noch außerdem gebührendermaßen belohnet werden, bis dahin aber bliebe es beim Alten und sowohl er als sie möchten ihn fernerhin mit unnützen Bittschriften huldreich verschonen wollen.

Der langjährige Aufenthalt in der Zelle, die vor ihnen die Gräfin Maria bewohnt hatte, mochte für dieses in rührender Eintracht lebende Glücksritterpaar durchaus nichts Angenehmes haben; denn an die Stelle des alten, milden, der frühern Gefangenen gegenüber äußerst rücksichtsvollen Hauptmanns war, bald nach dessen Ernennung zum Hauptmann der Kaisergarde in Prag, ein finsterer, äußerst hartgesottener Nachfolger getreten, der seinen beiden Gästen, die er nicht besonders zu lieben schien, nicht

die geringste Erleichterung, nicht die kleinste Freiheit gewährte.

Anfangs hatte Scotto versucht, durch Grobheit etwas durchzusetzen. Da er aber bald gewahrte, daß er dabei den Kürzern zog, indem jener noch zehnmal gröber und in Folge dessen zwanzigmal despotischer gegen ihn verfuhr, war er so klug gewesen, nach und nach klein beizugeben und sich auf's Bitten zu legen. Nachdem er aber früh genug eingesehen, daß auch dieß nichts fruchte, wurde er erst gereizt und spitz, dann allmälig grob und wüthend gegen seine Geliebte, die längst schon allen Reiz für ihn eingebüßt und ihn durch ihr nutzloses Gejammer und Gewimmer Anfangs schrecklich gelangweilt, und zuletzt so aufgebracht hatte, daß zwischen Beiden mehr als ein Mal Scenen des pöbelhaftesten Zornes vorgefallen waren.

Um ihrem gegenseitigen Ueberdruße und Unmuthe möglichst Luft zu machen, vergelten, keiften und zankten sie oft ganze Tage und Nächte lang. Statt hübsches blankes Gold zu machen, machten sie sich gegenseitig schmutzige Vorwürfe und warfen sich die plumpe Scheidemünze der rohesten Gemeinheiten an den Kopf.

An einem schönen Juni-Morgen, als die flei-

ßigen Arbeiter im Eisenwerke bei frohem Rundgesang auf- und niederhämmerten, entspann sich zwischen den beiden Gefangenen, die ihrer Gewohnheit nach den ganzen Tag auf der Bärenhaut lagen, ein neuer, aus der Luft gegriffener Streit, der ziemlich harmlos begann mit der Frage Scotto's:

— Wie haben die gnädigste Frau Gräfin in vergangener Nacht zu schlafen geruht?

— Besser, mein würdiger Ritter, als seit undenklich langer Zeit. Wir haben süß zu träumen geruht.

— Und ist es vergönnt zu fragen, von wem wir geträumt haben?

— Nicht von Euch, mein erhabener Gemahl!

— Das wußte ich. Vielleicht also von Eurem mächtigen Beschützer?

— Allerdings!

— Und was träumte unserer holden Clelia?

— Ich sah den Edlen reuig zu meinen Füßen niedersinken, sah, wie er flehend mein Knie umfaßte und hörte, wie er tiefbewegt mich um Verzeihung bat.

— Ha, ha, das ist zum Todtlachen!

— Lacht Euch todt, mein würdiger Ritter!

Die Mutter Don Cäsars wird um Euch keine Thräne vergießen!

— Das glaub' ich Euch, edle Frau; denn Ihr seid so lieb und gut, so hold und süß, daß ich Lust verspüre, Euch seit Monden wieder einmal zu umarmen und voll nie gefühlter Wonne an mein liebeberauschtes Herz zu drücken.

— Verschont mich mit diesen faden Redensarten; weit lieber höre ich aus Eurem falschen Munde eine Grobheit, als eine Eurer Süßigkeiten, die mir bis in die tiefste Tiefe der Seele verhaßt sind.

— Ein herrliches Possenspiel! Ist man denn wirklich einfältig genug zu glauben, daß das, was ich vorhin gesagt, mein Ernst ist? Geruhte die Mutter Don Cäsars einen Blick in meine Seele zu werfen, dann würde sie ohne Mühe herauslesen, wie gründlich meine Seele sie ver — ehrt!

— Es thut meinem Herzen unendlich wohl, mich von dem Eurigen so glühend gehaßt zu wissen! Mein Traum, edler Ritter, wird in Erfüllung gehen! Man wird bei Hofe, spät genug, einsehen und begreifen, was man an mir verloren hat. Wer vermag den alten Grillenfänger besser aufzuheitern, als Clelia, die Alles gethan, was er gewünscht und die ihm . . .

— Deßhalb so zuwider ist, als mir!

— Erlaubt mir, Ritter, daß ich lache! In längstens acht Tagen — so sagte mir mein Traum — wird Eure Zukunft in meinen Händen liegen.

— Und was werdet Ihr dann thun?

— Ich werde Gnade vor Recht ergehen lassen: das Weib, das seit vier Jahren zu der grausamsten aller Strafen, zu dem Fluche verurtheilt ist, mit Euch einen und denselben Kerker zu theilen; das Weib, das Ihr so frech verhöhnt, so schonungslos mißhandelt, wird alle Kränkungen, alle Mißhandlungen, die man ihr zugefügt, großmüthig vergessen: es wird Euch einen Sack mit Gold vor die Füße werfen und sagen: Nimm und geh!

— Welche rührende Großmuth! Welche unverdiente Huld! Wie aber, wenn der stolze Bettler Euer Geld verschmäht und nicht geht?

— Ich sage Euch, er wird gehen! Er wird gehen, weil sein edler Stolz noch nie ein Almosen solcher Art verschmäht und häufig mehr genommen, als man ihm freiwillig gegeben hat.

— Ei, bin ich denn ein Dieb?

— Ihr seid mehr als dieß! Ihr seid — ja erlaubt es mir zu sagen — ein undankbarer Schuft!

— Gräfin Clelia Buoncompagni spricht von

Undank? Hat sie vergessen, daß ich es war, der sie in Dresden, dort, wo die letzten Häuser stehen, mitleidig aufgerafft und sie aus dem Hause der Armuth an den Hof und als seine Frau dort zu nie verdienter Huld und Ehre gebracht?

— O wär ich geblieben, was ich gewesen war!

— Versunken im Pfuhle der Sünde . . .

— Aber frei!

— Verworfen und geächtet . . .

— Aber frei und nicht bei Euch!

— Man wies mit Fingern auf Dich . . . man hieß Dich die geschminkte Fremdenbraut, und Jeder, der seine Ehre, seinen guten Namen geliebt, mied Dich wie die Pest . . .

— Besser, von Keinem gekannt, von Keinem beweint, gliedweise im letzten Hospitale, als von Allen verhöhnt, von Allen gehaßt, am ersten Galgen auf offenem Markte sterben, wie Ihr es werdet, wenn im Himmel und auf Erden noch ein Funken von Gerechtigkeit glimmt! Ihr seid ein Schurke, ein Mörder!

— Ihr sprecht sehr fromm, tugendhafte Sünderin. Wer anders aber war's, als Du, meine reine Taube, die mich zu jenem Morde verleitet, die mich gebeten und beschworen hat, jenen alten, mir unschädlichen

Schwätzer, weil er im Besitze eines nur Euch Tod und Verderben bringenden Geheimnisses gewesen war, mit Hilfe eines von mir zubereiteten Giftes, Jedem so unbekannt wie das finstere Geheimniß Deiner Abkunft, subtil wie Dein Gewissen und schnell wirkend, wie das gleißnerische Arsenik Deines unschuldvollen Taubenauges, in wenig Augenblicken für immer zum Schweigen zu bringen? Wir sind quitt! Wir haben uns nichts vorzuwerfen!

— Meine Abkunft, die jetzt, nachdem mein Vormund zum Schweigen gebracht, nur noch mein Geheimniß ist und es auf ewig bleiben soll, sie wird früher oder später die Riegel meines Kerkers sprengen und mich von dem Anblicke eines blutbefleckten Mörders befreien.

— Du wirst diesen Kerker nie verlassen!

— Wie? Willst Du auch mich ermorden?

— Ließ man uns wohl einen Dolch? Ließ man uns irgend eine Waffe, um unserm verwünschten Dasein ein Ziel zu stecken und dem blinden Geschick zuzurufen: Bis hierher und nicht weiter? Fürchte nichts, Ritter Scotto hat kein Stilet!

— Aber vielleicht Gift, jenes Gift, womit er jenem Schwätzer den Mund gestopft!

— Ach, Theuerste, auch dieß hab' ich nicht mehr!

— Du lügst! schrie Libuša angsterfüllt.

— Besäße ich's, ich wäre längst befreit; der Köcher meiner Künste ist erschöpft. Ich habe keinen einzigen Tropfen mehr! Dein Girolamo ist ein armer Mann! Und darum, Clelia, sagte Scotto zu ihren Füßen niederfallend, habe Mitleid, habe Erbarmen mit mir! Vergieb', wenn ich Dich gekränkt habe!

— Wenn Sünder Deines Gleichen zu bereuen scheinen, sind sie gefährlicher als je! Girolamo Scotto, mir graut vor Dir!

— Sei kein Kind! sagte der Ritter von Brandeis lustig emporspringend. Fürchte Dich nicht, meine reine Taube. Ich bin kein Geier, der Dich zerreißen, ich bin ein liebeberauschter Romeo, der seine Giulietta umarmen und in seine Arme schließen und an sein Herz pressen und Gift von ihren schönen Lippen trinken will, rief er und wollte mit Gewalt seine Drohung wahr machen.

— Lasse mich los, wahnsinniger Thor! schrie Libuša, sich seiner Umarmung entreißend. Der Anblick Deiner verhaßten Züge flößt mir Abscheu, der Athem Deines Kusses jagt mir Ekel ein!

— Du hassest mich also wahr und wahrhaftig? fragte er, plötzlich wieder ruhig werdend.

— Ich hasse Dich wie die Sünde!

— Und doch liebtest Du sie einst!

— Ich verwünsche Dich wie jenen Tag, an welchem ich Dich zum ersten Male gesehen!

— Es war eine schöne, unvergeßliche Nacht!

— O wäre nie ein neuer Tag darauf gefolgt!

— Sei mild, sei barmherzig, meine Clelia! Vergönne dem treuesten Deiner Freunde wenigstens den letzten Trost. Gieb ihm einen Kuß des Abschieds!

— Des Abschieds? Was soll dieß heißen? fragte Libuša tief erschreckt.

— Zittere nicht, Dein Traum wird Wahrheit. Wir müssen scheiden . . . scheiden auf ewig!

— Vater im Himmel, wie wird mir? schrie sie, plötzlich sich entfärbend.

— Erschreck' nicht, Kind, Du bist vergiftet!

— Heilige Mutter Gottes, meine Ahnung . . .

— Sie hat Dich leider nicht getäuscht. Gestern Nacht trankst Du mein Gift. Schließe ab mit Deinem schönen Dasein! Du hast nur eine Viertelstunde noch! Bete, fluche, ganz wie Du willst!

— Mensch, Du gabst mir wirklich Gift?

— Die letzten Tropfen meines kostbaren Elixirs!

— Hilfe! Hilfe! schrie Libuša mit allen Zeichen des nahenden Todeskampfes!

— Schreie nicht, schönes Kind! Welcher Teufel soll Dich hier hören?

— Du, Elender, Du sollst mich hören! bat sie, ermattend auf ihre beiden Kniee niedersinkend. Rette mich, Girolamo, rette mich! flehte sie mit ringenden Händen.

— Gräfin Clelia, es ist zu spät!

— Nein, nein, es ist noch nicht spät. Rette die sterbende Mutter Deines Kindes.

— Sprich nicht so laut, schöne Maid! Wie leicht könnte man dieß hören.

— Ich will, ich muß noch leben! schrie sie mit Todesschweis auf der Stirne. Rette mich, noch ist es Zeit! Ich will Dir Alles, Alles vergeben! Ich will Dich lieben, wie Dich nie ein Weib geliebt, mit den letzten Kräften meiner todesbangen Seele, flehte sie, seine Kniee umklammernd.

— Warum sagtest Du dieß nicht früher? Jetzt, mein Engel, ist's zu spät!

— Elender Betrüger! Undankbarer Schurke! Zweifacher Mörder! schrie Libuša, mit ihm und dem Tode ringend.

— Stirb mit Anstand, meine schöne Clelia!

Stirb muthig wie eine edle Römerin! Stirb nicht feig, wie eine Dirne!

— Mörder meines Lebens, ich fluche Dir!

— Was nützt Dir dieses eitle Fluchen! Zeige Dich stark, mein schmuckes Mädchen. Vergiß nicht, wer Du bist!

— Du bist der Auswurf der Menschheit!

— Du bist die Nichte Cibo's! Vergeßt das nicht, Gräfin Clelia Buoncompagni.

— Gerechter Heiland, meine Sinne schwinden mir! stöhnte Libuša, sich wie ein zertretener Wurm im Staube windend.

— Stirb nicht so feige, süßes Kind! Bald ist das elende Gaukelspiel vorüber, und stirbst Du schön wie eine Römerin, dann will ich Dir Beifall klatschen und Dir sagen: Du hast Deine Rolle gut gespielt!

— Gerechter Gott im Himmel, ich sterbe! Das Gift wühlt in meinen Eingeweiden!

— Bald wird Alles überstanden sein! sagte Scotto, sie mit der Ruhe eines Arztes betrachtend, der theilnamslos vor dem Schmerzenslager einer Sterbenden steht, um in ihren verzerrten Zügen, in ihrem brechenden Auge die letzten Zuckungen des

Lebens, das vergeblich mit dem Tode ringt, zu beobachten.

— Der Tod schnürt mir die Kehle zu! stöhnte die Sterbende.

— Mein Elixir thut redlich seine Schuldigkeit!

— Großer Gott, vergieb mir meine Sünden! betete Libuša, die, noch immer auf den Knieen, ihr brechendes Auge zum Himmel erhob.

— Kind, ich verkenne Dich! Die elende Todesfurcht macht Dich fromm!

— Der letzte Athemzug, der sich meiner tief bereuenden Seele entringt, ist ein Fluch auf das Haupt dieses zweifachen Mörders, ein zehnfacher Fluch auf Girolamo — Scotto!!!

Sein Name war ihr letztes Wort. Dann sank sie entseelt zu Boden.

Girolamo stand mit verschränkten Armen ruhig vor dem schauerlichen Bilde.

— Ein schöner Leichnam! sagte er gelassen. Nun habe ich Ruhe vor ihr!

Während dieser unheimlichen Betrachtung ihres entseelten Körpers tönte aus dem Innern des Eisenwerks das halb heitere, halb ernste, von den Hammerschlägen tactmäßig begleitete Trinklied der geschäftigen Arbeiter zu ihm herauf:

,Kein Geld in der Tasche,
Lump, Lump!
Kein Wein in der Flasche,
Pump', pump'!
Kein Ton in der Kehle,
Rumm, rumm!
Kein Muth in der Seele,
Schrumm, schrumm!
Ich armer geschlagener Mann,
Was fange, was fange ich an?'

Girolamo hörte das Lied und — schwieg. Er stand wie ein in Stein verwandeltes Bild thierischer Rache vor Libušens Leiche. Erst nachdem auch die zweite Strophe jenes Rundgesangs verklungen war, erwachte er aus seiner Erstarrung und sprach mit der ganzen Fassung eines vollendeten Bösewichts:

— Nun kommt die Reihe an mich!

Fünftes Capitel.

Neue Audienzen im Pferdestall.

Kaiser Rudolph, gegen Ende Juni 1600 ziemlich wohl und heiter von Pilsen nach dem Hradschin zurückgekehrt, hatte gleich am Tage seiner Ankunft die Nachricht von dem urplötzlich erfolgten Tode der

Gräfin Clelia Buoncompagni erhalten. Diese Kunde war so unerwartet hereingebrochen, daß sie ihn nicht wenig erschreckt hatte. Sein Herz, das trotz aller Anflüge herber Sinnesart und schlimmer Launen von Natur aus sanft und gefühlvoll war, begann im Stillen zu bereuen, daß er die von Einigen bewunderte, von Vielen beneidete, von den Meisten gehaßte Frau, vier lange Jahre gefangen gehalten, und sie trotz ihres wiederholten Bittens und Flehens immer abgewiesen und nicht begnadigt habe. Es quälte ihn der Gedanke, daß er die Mutter Don Cäsars so lange ihrer Freiheit beraubt, und daß sie im Kerker gestorben, ohne daß er sie noch einmal wieder gesehen. — Ihr so urplötzlich erfolgtes Ableben erweckte aber bald den Verdacht in ihm, daß sie keines natürlichen Todes gestorben, sondern allem Anscheine nach als Opfer des Ueberdrußes ihres Mannes gefallen sei.

Und darum ward vom Kaiser eine hierzu eigends niedergesetzte Commission, an deren Spitze der uns bereits bekannte Rath der Appellation Ritter Wenzel Budowec von Budowa, ein Musterbild unbeugsam strengen Gerechtigkeitssinns stand, nach Pürglitz abgeschickt, um dort die Leiche vom Doctor Jessenius, der ihn begleitete, öffnen zu lassen, und,

falls sich Spuren eines künstlich erzeugten Todes vorfänden, sofort die strengste Untersuchung gegen Clelia's Mitgefangenen und präsumtiven Urheber ihres Todes einzuleiten, ‚von Gottes und von Rechtes wegen.'

Während die Untersuchungscommission sich nach Pürglitz begab, verfügte sich der Kaiser, dessen Schwermuth, nachdem er jenen Befehl ertheilt, sich auffallend abgekühlt und allmälig ganz beruhigt hatte, in seine prachtgeschmückten Pferdeställe, um dort nach neunmonatlicher Abwesenheit sich von dem Wohlbefinden mancher Pferde, die zurückgeblieben waren, zu überzeugen.

Im Marstalle hatte sich nichts geändert. Nur die Eine der drei Schimmelstuten, die vor vier Jahren Clelia geheißen, war vom Kaiser bald nach der Gefangensetzung jener Frau, die diesen Namen trug, umgetauft und seit jener Zeit zu Ehren jener englischen Jungfrau, deren Dichtertalent Prags Musenhof bewunderte, nie anders als ‚Westonia' genannt worden. Alles Andere befand sich im alten Statu quo.

Gegen die Mittagsstunde geruhte hier Seine Kaiserliche Majestät die von seinem Vertrauten

Johann von Aachen begünstigten und durch ihn angemeldeten Besuche an- und aufzunehmen.

Der Erste, der ihm heute angemeldet wurde, war ein weiblicher Besuch.

— Miß Elisabeth Jane Weston!

— Unsere englisch-lateinische Dichterin, die eben so gut deutsch als böhmisch, eben so gewandt italienisch als englisch spricht und lateinische Verse macht, sagte der Monarch. Den Musen gegenüber hat sich der Sohn des zweiten Maxmilian nie verläugnen lassen. Eile, Freund Johann, die Dame einzuführen.

Die Eintretende machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung.

— Welcher günstige Zufall, fragte Rudolph mit ritterlicher Galanterie, führt Albions keusche Muse, den Schützling des reichen Peter Wok von Rosenberg, zum armen Könige von Böhmen?

— Gnädigster Herr, vor drei Jahren starb mein Vater. Er hinterließ eine trauernde Witwe, einen Knaben und ein Mädchen und beträchtliche Schulden zurück, in die ihn unverschuldetes Unglück hingestürzt. Seine Gläubiger drangen auf Bezahlung. Meine Mutter verkaufte Haus und Gut, das mein Vater in Brüx käuflich an sich gebracht, rettete seine

Ehre und begab sich mit mir nach Prag, um bei Kaiser Rudolph dem Gerechten Schutz zu suchen.

— Schutz zu suchen? Gegen wen?

— Gegen die Gläubiger meines Vaters, die meiner Mutter den Ueberrest dessen, was sie aus dem Verkaufe unseres Hauses, unseres Gutes gelös't hatten, seit Jahren widerrechtlich vorenthalten.

— Und was verlangt Ihr von Uns?

— Nichts als einen Act der Gerechtigkeit, Majestät.

— Sie soll Euch werden, Muse Albions. Wir wollen unseren Oberstlandrichter Adam von Sternberg mit der Untersuchung Eurer Beschwerde beauftragen und findet Er sie begründet, Euch gern zu Eurem Recht verhelfen.*)

---

*) Dieser Proceß, berichtet Pelzel, wurde aber so in die Länge gezogen, daß er im Jahre 1603 noch nicht zu Ende war. Zwei Jahre zuvor war Elisabeth Weston von Paul Melissus ‚dem Könige der Dichter' jener Zeit mit dem poetischen Lorbeerkranze gekrönt worden. Nach beendigtem Processe vermählte sie sich mit dem Rechtsgelehrten und kaiserlichen Agenten Johannes Leo und starb in ziemlich günstigen Umständen am 23. November 1612 im dreißigsten Jahre ihres ziemlich bewegten Lebens. Ihre sterbliche Hülle ruht im Kreuz-

— Die Tochter dankt im Namen der Mutter.

— Apoll möge der Tochter auch fernerhin hold und gewogen bleiben, sprach der Kaiser, der erfreut zu sein schien, die schüchterne Muse, die sich unter die Flügel seines Schutzes geflüchtet, etwas beruhigt zu haben.

Gleich nachher ward Doctor Guarinon angemeldet.

— Wir haben Euch lange nicht gesehen! sagte der Kaiser, seinem Leibarzte huldvoll die Hand reichend.

— Seit meiner Rückkehr aus Rom, wo mir das Glück beschieden war, den heiligen Vater Clemens VIII. mittelst des von mir erfundenen Lebens-Elixirs aus den Banden einer schweren Todeskrankheit zu befreien, ist jede Faser meines rastlos angestrengten Geistes Tage und Nächte hindurch mit der Abfassung eines neuen Werkes beschäftigt, welches ich bei meiner Anwesenheit in Loreto meiner erhabensten Beschützerin, die jenes Elixir mir im

---

gange des Augustinerklosters zu Prag. Ihre Gedichte, die sie überlebt haben, erschienen zuerst in Frankfurt an der Oder 1602, in Prag 1606, in Leipzig 1609, in Amsterdam 1712, und zuletzt in Frankfurt am Main 1723.

Traume eingegeben, und ihrem dort in ehrwürdigem Dunkel prangenden Bilde als Act ewiger Dankbarkeit zuzueignen gelobt habe.

— Ihr wollt Euer Buch der Mutter Gottes, der gebenedeiten Jungfrau Maria widmen?

— Wenn mein kaiserlicher Herr und Gebieter nicht dagegen ist.

— Ganz und gar nicht, alter Freund! Ihr selber wißt es ja, daß in ganz Böhmen, ja vielleicht auf der ganzen Erde, kein heißerer Anbeter, kein treuerer Verehrer der heiligen Jungfrau lebt, als Kaiser Rudolph. Doch wovon handelt Euer gelehrtes Werk?

— Von den Bewegungen des menschlichen Pulses. Mittelst jahrelanger Beobachtungen am Bette meiner zahllosen Kranken zu Verona und Prag ist es mir endlich gelungen, ein vergleichendes System zwischen dem Zeitmaaße der Pulsschläge und den Rhythmen der musikalischen Kunst und gleichzeitig eine unter sich correspondirende Scala der verschiedenen Tonarten des Pulses und der Musik aufzufinden.

— Diese Idee ist wenigstens originell. Habt die Güte, sie mir näher zu entwickeln.

— Wie die Töne der Musik theile ich die menschlichen Pulsschläge in Dur- und Moll- Pulse, in

harte und weiche Pulse und jede dieser zwei Klassen in zwölf Tonarten. Der Grundton des normalen Pulses ist der Cdur-Puls. Außer diesen vierundzwanzig verschiedenen Pulstonarten habe ich mich bemüht, das Zeitmaaß und die verschiedenen Intervallen der Pulses nach musikalischen Rhythmen zu bestimmen. Mit Letzteren aber bin ich leider noch nicht ganz im Reinen. Tagtäglich mache ich neue Entdeckungen und erst gestern bin ich so glücklich gewesen, bei einem alten Weibe auf der Kleinseite, der im Sterben liegenden Frau des Handschuhmachers Jaromir, einen mir bis dahin unbekannt gebliebenen Pulstact, einen Pulsus myurus oder mäuseschwanzähnlichen Puls zu entdecken.

— Beschreibt mir gefälligst diese nagelneue Sorte.

— Der mäuseschwanzähnliche Puls ist jener, bei welchem der erste Schlag der stärkste und jeder nächstfolgende immer schwächer als der vorhergegangene ist.

— Und wie geruht Ihr meinen Puls zu nennen? fragte der kaiserliche Hypochonder, seinem hypergelehrten Aesculap den Arm zur Betastung hinhaltend.

Guarinonius prüfte den Puls des Kaisers. Endlich sagte er:

— Euer Majestät hat einen Pulsus caprizans.

— Und welche Sorte versteht Ihr darunter?

— Jene hüpfende Gattung, bei welcher sich abwechselnd ein Schlag schwach und der andere stärker hör- und fühlbar macht.

— Und ist dieser Puls, den Eure Finger hören, ein gutes oder schlimmes Zeichen? fragte der Kaiser, um nichts so sehr als um den Zustand seiner Gesundheit besorgt.

— Es ist ein Zeichen nicht ganz geregelter Verdauung.

— Ihr habt Recht, mein scharfsinniger Doctor. Ich habe seit gestern keinen Appetit.

— Die Nachricht von dem Tode der Gräfin Clelia hat Euch ein wenig alterirt.

— Ich gebe es zu; doch was soll ich thun?

— Nehmt heute Nacht, vor dem Schlafengehen, zwei Tropfen meines Elixirs und schon morgen, gnädigster Herr, wird der Magen Eurer kaiserl. Majestät wieder so gesund als Eures ganz unterthänigsten Leibarztes sein.

— Erlaubt Eurem Freunde eine neugierige Frage. Wie alt seid Ihr?

— Ich habe unlängst den Rubicon des eilften

Climacteriums überschritten, und gehe jetzt in's acht-undsiebenzigste Jahr.

— Und hofft Ihr noch lange zu leben?

— Gnädigster Herr, ich gedenke gar nie zu sterben, sondern hier in Fülle der Gesundheit den Untergang der Welt und das Gericht des jüngsten Tages ruhig abzuwarten...

— Und das Alles einzig und allein mit Hilfe Eures Elixirs...

— Das ich der Eingebung des heiligen Muttergottesbildes zu Loreto verdanke.

— Ihr seid ein großer, unsterblicher Arzt. Erlaubt, daß Euer Kaiser, dem Ihr seit Jahren ein treu bewährter Diener seid, Euch hiermit zum Doctor elixirabilis ernennt.

— Ich nehme dankbar jeden Titel an, gestand Guarinon, verbeugte sich tief und trat seinen Rückzug an.

— Doctor Longomontanus! meldete Johann von Aachen.

— Auch er ist willkommen! sagte der Kaiser.

Christiern Lomborg oder Longbierg, lateinisch Longomontanus genannt, war (1562 auf dem Dorfe Lomborg in Jütland geboren) seinem Lehrer Tycho de Brahe nach Böhmen gefolgt, um sich unter dessen

Anleitung mehr und mehr in der Astronomie auszubilden. Nach einem dreizehnmonatlichen Aufenthalte zu Benátek und Prag hatte der jütländische Mathematikus den Beschluß gefaßt, einem Rufe nach Wiborg zu folgen.

— Was führt Euch zu Uns? fragte Rudolph, der den Grund von dessen Kommen schon zu wissen schien.

— Ich komme, mich bei Ew. Majestät zu verabschieden.

— Gefällt's Euch so wenig an Unserem Hofe und in der Hauptstadt Unseres Reiches, daß Ihr so schnell schon Uns verlassen wollt?

— Ich schäme mich nicht, Ew. Majestät frei und unumwunden zu gestehen, daß trotz aller Huld, die Eure kaiserliche Güte mir wie jedem Eurer Diener angedeihen läßt, ich Eines doch vermisse.

— Und wie nennt Ihr dieses Eine?

— Den Boden meiner Heimath. Nur das bange Gefühl des Heimwehs treibt mich, früher als ich es selbst gewünscht, nach Dänemark zurück.

— Ihr folget einem Rufe nach Wiborg...

— Um das Rectorat der dortigen Schule zu übernehmen.

— Doch was sagt Euer Meister, unser gemein-

schaftlicher Freund, der kaiserliche Rath Tycho de Brahe, zu diesem vielleicht etwas allzurasch gefaßten Entschluß?

— Er wünscht mir herzlich Glück dazu.

— Das wünsche auch ich Euch, ob ich gleich durchaus nicht läugne, daß ich es gern gesehen, hättet Ihr noch länger an Unserem Hofe verweilt; denn nicht jeder Däne ist so bescheiden und anspruchslos, so treu und bieder als Meister Christiern Lomborg.

— Ich scheide mit schwerem Herzen, weil ich weiß, wie viel ich an Euch und Eurem großherzigen Schutze verliere; aber das Vaterland ruft...

— Und Ihr folgt diesem schönen Rufe. Ich kann es Euch nicht verübeln; doch führt Euch jemals Euer Weg nach dem deutschen Reiche zurück, dann vergeßt nicht, gelehrter Freund, daß Ihr im Herzen des schönen Böhmerlandes Einen Freund zurückgelassen, der an Eurem Schicksal, wohin es Euch auch führen mag, immer und überall warmen Antheil nehmen wird.

— Gott schütze und beschirme Ew. Majestät!

— Und mein liebes, schönes, herrliches Prag! fügte Rudolph hinzu und reichte dem Scheidenden die väterliche Hand zum Abschiede.

Longomontanus küßte sie und schied tiefbewegt.*)

— Doctor Jacobus Typotius! meldete der Maler.

Auch das Leben dieses Mannes ist so interessant, daß eine flüchtige Skizze desselben uns wohl vergönnt sein wird.

Jacques Typot, ein niederländischer Rechtsgelehrter aus Diest, war, nachdem er die berühmtesten Hochschulen Europa's besucht und in Padua und Bologna die Rechte studirt hatte, von Sigismund III., König von Schweden und Polen, als königlicher Rath nach Stockholm berufen und dort allmälig zu so großem Ansehen emporgestiegen, daß er sich durch seine glänzende Laufbahn den Neid vieler Großen und unter diesen auch Mißgunst und Haß des schwedischen Feldmarschalls und Reichsgrafen Pontus de la Gardie zuzog. Nachdem der Mann aus Brabant eine Geschichte des schwedischen Reiches geschrieben und darin weder seinen mächtigen Gegner noch den König selbst geschont, war er dieses Buches wegen — in jener alten Zeit nichts Neues! — zum

---

*) Er starb am 8. Oktober 1647 als Professor der Mathematik zu Kopenhagen.

Tode verurtheilt, und nur durch Fürbitte seines Bruders Matthias, welcher als Leibarzt des Königs großen Einfluß besaß, dahin begnadigt worden, daß man ihn nach zehnjähriger Gefangenschaft aus Schweden verwies. Im Jahre 1595 hatte er sich von dort nach Deutschland begeben, sich in Würzburg niedergelassen, dort zwei höchst tiefgedachte Werke ‚De fortuna‘ und ‚De fato‘ herausgegeben, und in Folge dieser beiden Arbeiten einen Ruf nach Prag erhalten, wo er von Rudolph als kaiserlicher Historiograph mit einem Jahrgehalte von dreitausend Gulden angestellt worden war; ein Beweis, daß der Sohn Maxmilians jedes Verdienst im vollen Werthe zu würdigen verstand und in solchen Fällen mit seinem Gelde nicht zu geizen pflegte. Weil Typot aber in Schweden zur Strafe verurtheilt war, geköpft zu werden, nannte der Kaiser scherzend ihn nie anders als den Geköpften.

Der Historiograph des Kaisers war gekommen, um das erste Exemplar des ersten Theiles seiner erst kurz vorher erschienenen ‚Symbola divina et humana‘, eine Sammlung der Denk- und Sinnsprüche der Päpste, Kaiser und Könige, ein Prachtwerk, zu welchem Gilles Sadeler die Embleme höchst sauber in Kupfer gestochen, Seiner kaiserlichen Majestät, unter

deren Aegide dieses Werk herausgekommen war, pflichtschuldigst zu Füßen zu legen.

Nachdem Rudolph ein Weilchen darin umhergeblättert und seine eigene Devise aufgesucht hatte, fragte er, anscheinend befriedigt durch den Inhalt des ersten Bandes:

— Und wann erscheint der zweite Theil?

— Er ist bereits unter der Presse.

— Und wenn Ihr damit fertig seid?

— Beginne ich die Geschichte Kaiser Rudolphs.

— Dazu habe ich Euch aus Würzburg verschrieben. Ich habe mir absichtlich einen geköpften Geschichtsschreiber gewählt, weil ich dabei voraussah, daß gebrannte Kinder das Feuer scheuen, daß Ihr bei Abfassung der Geschichte meines Reiches wenigstens etwas vorsichtiger als in Schweden verfahren und Euch nicht der Gefahr aussetzen werdet, zum zweiten Male Euren Kopf zu verlieren.

— Das glorreiche Leben Ew. Majestät überhebt mich dieser Gefahr.

— Scherz bei Seite, Meister Jacques Typot. Schreibt Ihr die Geschichte meines Lebens, so seid vor allen Dingen wahr und unparteilich ... Stellt meine guten Eigenschaften in das rechte Licht, seid aber darum nicht blind für meine Fehler. Gebt Euch auch keine

Mühe sie zu bemänteln. Denn die Fehler der Fürsten lassen sich nicht so leicht wie jene des ersten besten Privatmanns verheimlichen. Schont mich nicht; verläumdet mich nicht. Seid gerecht und wahr. Das ist alles, was ich verlange!

— Ich sage mit Horaz:

‚Semper honos nomenque Tuum laudesque manebunt.‘

— Bringt mir bald auch den zweiten Theil, dann sollt Ihr und Euer Mitarbeiter Sadeler gebührend dafür belohnt werden. Geht mit Lust an Eure Arbeit. Der Lohn dafür soll nicht ausbleiben!

Der Historiograph des Reiches entfernte sich.

Bald darauf wird Johannes Kepler angemeldet. Dieser Mann, geboren 1571 zu Weil in Würtemberg von adeliger, durch Schulden heruntergekommener Familie, hatte zu Tübingen Astronomie studirt und 1594 einen Ruf nach Grätz als Professor der Mathematik und Moral angenommen; aber, seiner Religion wegen (Kepler war Protestant) angefeindet, sich, vier Jahre darauf, nach Ungarn begeben. Von dort hatten ihn die steiermärkischen Stände wieder nach Grätz zurückberufen. Hier war er bis zum Anfange des Jahres 1600 geblieben und dann nach Prag gekommen, um mit seinem Gönner und Freunde

Tycho de Brahe, mit welchem er im Briefwechsel gestanden, die sogenannten Rudolphinischen Tafeln auszuarbeiten *).

— Ihr seid ein seltener, doch darum doppelt gern gesehener Gast, sagte Rudolph, den ehrerbietigen Gruß des Eintretenden mit huldvoller Herablassung erwidernd.

— Die mir lieb gewordene Arbeit, Majestät, nimmt meine Zeit so sehr in Anspruch, daß ich ganze Tage, ganze Nächte im Himmel mitten unter den Sternen verweile und nur höchst selten unter Menschen komme. Doch darum schreitet das Werk unserer gemeinschaftlichen Arbeit rascher vorwärts, als wir selber es gehofft haben. Die Vollendung der Rudolphinischen Tafeln wird den Namen ihres kaiserlichen Mitarbeiters und Beschützers unsterblich machen.

— Ich bitte Euch, beschämt mich nicht. Ihr borgt Eurer Arbeit einen Namen, der zu dem hohen Werthe derselben leider nur sehr wenig beigetragen hat. Dem berühmten Meister Tycho und seinem nicht

---

*) Die Rudolphinischen Tafeln waren Tabellen zur Berechnung des Laufes der Himmelskörper.

minder großen Jünger Johannes gebührt der Ruhm jener gelehrten Forschungen. Ich sonne mich in den Strahlen fremden Glanzes wie die kleine Erde in dem Lichte der großen Sonne, die erleuchtend und erwärmend sie umkreist.

— Ihr nennt Euch die kleine Erde. Ich räum' es darum ein, weil diese schöne Erde der große Mittelpunct des ganzen Weltalls ist.

— Meister, ich liebe in Euch den Rechner, nicht den Schmeichler. Ueberlaßt die Kunst der Letztern Jenen, die nichts Besseres verstehen. Ihr aber steht zu hoch, um Euch zum Schmeichler zu erniedrigen. Sprecht, Meister, habt Ihr seitdem etwas Neues entdeckt?

— Ich habe die Bahn eines alten, zuletzt 1531 erschienenen, Kometen berechnet und gefunden, daß nach je 75—77 Jahren derselbe stets auf's Neue wiederkehren wird, zuerst im Jahre 1607, dann 1682, dann 1759, dann 1836 und so fort, wenn anders meine Rechnung mich nicht trügt.

— Vielleicht erleb' ich dessen erste Wiederkehr!

— Das wünschet Jeder, der Euch kennt und liebt.

— Ihr beschäftigt Euch auch mit Sterndeutung. Glaubt Ihr, wie Meister Tycho, daß das

Erscheinen eines Kometen die Vorbedeutung großer, meist trauriger Ereignisse sei?

— Ich erlaube mir daran zu zweifeln.

— Aus welchem Grunde? fragte der Kaiser.

— Derselbe Komet, der 44 Jahre vor Christi Geburt bei Julius Cäsars Leichenzuge bei hellem Tage soll gesehen worden sein, ist nach einer Umlaufszeit von 575 Jahren seitdem schon zweimal — 531 und 1106 — erschienen, ohne daß er, soviel mir bekannt, Vorherverkünder oder Zeuge des Leichenzuges eines neuen Cäsars war.

— Und wann soll derselbe Komet zum dritten Male wiederkehren?

— Im Jahre 1680, erwiderte der Astronom.

— Dann leben wir längst nicht mehr! rief Rudolph beruhigt. Geht nun mit Gott, Meister Johann, und laßt es Euch an meinem Hofe so gut gefallen, als ich's wünsche, sprach der Monarch und entließ seinen gelehrten Gast, mit welchem er sich gern noch länger unterhalten, wäre am Eingange des Marstalls der Ceremonienmeister nicht mit einer neuen Anmeldung erschienen:

— Die Gräfin Maria Magdalena.

— Sie ist uns zu jeder Zeit willkommen! sprach der Kaiser.

Und in dem Augenblicke, als Kepler den Kaiser verließ, trat Gräfin Maria im ganzen Zauber ihrer Schönheit, im Strahlenglanze der reizendsten Toilette ein.

— Guten Morgen, meine schöne wunderholde Gräfin, sprach Rudolph, ganz entzückt über das unerwartete Erscheinen seiner eben so pikanten als geistreichen Freundin. Ist's erlaubt zu fragen, was die schönste Dame meines Hofes zum ersten Male in die Wohnung meiner Pferde führt?

— Eine plötzliche Laune, ein Einfall, gnädigster Herr.

— Und darf man diesen Einfall wissen?

— Ich las gestern Nacht, als ich schlaflos meinen Gedanken — brauch' ich zu sagen wohl, an wen? — Audienz ertheilte, ein ziemlich altes Werk: ‚Arrests d'amour' von Martial d'Auvergne. Das Buch, gedruckt zu Paris im Jahre 1541, enthält, wie Ew. Majestät gewiß bekannt sein wird, die Rechtsaussprüche der alten ‚Cours d'amours' oder Minnehöfe, die zuerst am ritterlichen Hofe der Grafen von Provence zu Toulouse entstanden sind. Dieser hochpoetische Gedanke gefiel mir so gut, daß ich sogleich beschloß, hier am Hofe des nicht minder ritterlichen Enkels König Theuerdanks, einen

jenen altfranzösischen Liebes-Parlamenten ähnlichen Gerichtshof — natürlich nur mit huldreicher Genehmigung Ew. kaiserlichen Majestät — in's Leben zu rufen.

— Was Euch gefällt, gefällt auch mir! gestand der minnekundige Monarch.

— Ich war so unbescheiden, mir dieß gleich zu denken und habe bereits — jedoch wiederum nur mit Eurer allergnädigsten Erlaubniß — als Kanzlerin, zu der ich eigenmächtig mich selbst gemacht, vorläufig die ersten vier Mitglieder dieses Parlamento d'amore ernannt . . .

— Und die Namen jener vier Mitglieder?

— Isolde, Gemahlin Ritter Burkhards von Berlichingen, Giovannina Barbice, die Nichte Eures piemontesischen Geheimschreibers, Elisabeth Weston, die Muse Albions, und viertens . . . sagte die Gräfin sich plötzlich unterbrechend.

— Ich kann es mir wohl denken, meinte Rudolph.

— Eva von Lobkowic! ergänzte die Gräfin.

— Ihr scheint die Tochter meines Feindes sehr zu lieben?

— Und warum sollte ich es läugnen? Verdanke ich's doch hauptsächlich ihr, daß meine schwer

gekränkte Ehre durch die Huld Ew. Majestät so glänzende Genugthuung erhalten hat.

— Euer Wille, Gräfin, ist auch der Meine. Ich bestätige die Mitglieder Eures hohen Parlaments. Doch geruhet, hohe Kanzlerin, mir zu sagen, wo Ihr die Sitzungen Eures erlauchten Gerichtshofes zu eröffnen gedenkt?

— Mit Ew. kaiserlichen Genehmigung in meiner Wohnung.

— Und wann?

— Gäb's wohl einen schönern Tag für mich, als der 18. Juli.

— Mein Geburtstag? fragte Rudolph tief geschmeichelt.

— Ist er doch für jeden Böhmen ein Tag des frohsten Festes. Warum sollte er dieß nicht auch für Magdalenen sein?

— Ihr seid so lieb, so gut!

— Ihr, Majestät, seid noch viel besser. Und weil Ihr mir einmal gestattet habt, den Namen Eva in Euer Gedächtniß zurückzurufen, so gewährt mir, gnädigster Herr, gleichsam zur Vorfeier Eures Geburtsfestes eine Bitte . . .

— Und worin, Gräfin, besteht diese Bitte?

— Geruhet Eurer treuen Dienerin anzuvertrauen, wo Eva's Vater ist.

— Das kann, das darf ich nicht!

— Der Kaiser darf, was er will!

— Nur nicht ein heiliges Gelübde brechen! Schon lange hätte ich Eurem Wunsche nachgegeben und jenes Geheimniß Euch anvertraut; aber sagte ich's Euch nicht schon einmal, daß ein Schwur mir meine Zunge bindet?

— Dann mag ich nicht mehr in Euch dringen, gnädigster Herr, es mir zu sagen. Wie aber, wenn ich mit Hilfe eines Andern erfahre . . .

— Dann werdet Ihr es treu bewahren!

— Der kaiserliche Rath Tycho de Brahe! meldete der Ceremonienmeister.

— Der kommt jetzt wie gerufen! dachte die Gräfin bei sich.

— Er kommt zu einer ungelegenen Stunde. Sage ihm, Johann, daß Kaiser Rudolph . . .

— Einen Mann seines Namens unmöglich abweisen kann, wagte beherzt Magdalena zu ergänzen.

— Ihr glaubt also wirklich, daß es meine Pflicht sei . . .

— Seinen Besuch in Huld und Gnaden anzunehmen.

— Gut, Gräfin, dann soll er kommen!

Magdalena drückte dankend seine Hand.

— Willkommen, Ritter Tycho, was bringt Ihr Eurem alten Freunde?

— Den von Euch gewünschten Jahrgang eines meiner alten auf Hven gedruckten Kalender, in welchem die zweiunddreißig Unglückstage des Jahres aufgezeichnet sind.

— Ich bin gespannt, sie kennen zu lernen, um mich an jedem dieser Tage mehr als an jedem andern in Acht zu nehmen. Gebt mir, Freund, den kleinen Propheten, sagte Rudolph, auf den Almanach zeigend, den der Verfasser desselben noch in seinen Händen hielt.

— Gnädigster Herr, hier ist das kleine Buch! sprach der kaiserliche Rath, es in die Hand des Monarchen legend.

— Darf ich es behalten? fragte Rudolph.

— Es ist das letzte Exemplar, entgegnete Tycho.

— Dann mag ich Euch nicht berauben.

— Erlaubt mir, gnädigster Herr, jene zweiunddreißig Tage für Euch abzuschreiben, bat Magdalena.

— Glaubt auch Ihr, Gräfin, an Prophezeihungen?

— Ich glaube an Alles, was ein so berühmter

Sternkundiger wie Ritter Brahe sagt, gestand die Gräfin mit jenem einnehmenden Lächeln, dem Niemand und am allerwenigsten ein so zärtlicher Bewunderer des schönen Geschlechts, wie Meister Tycho, zu widerstehen vermochte.

— Gräfin Magdalena ist allzu gütig, sagte der eitle Mann mit der silbernen Nase.

— Weiß doch die ganze Welt, fuhr die schlaue Schmeichlerin fort, daß der König der Astronomen eben so geläufig und richtig im geheimnißvollen Buche der Gestirne als in den Augen der Sterblichen zu lesen versteht.

— In der That, Ihr beschämt mich, sagte der kaiserliche Rath tief geschmeichelt, weil ‚Astronomorum princeps' gerade jener Schmeichelname war, auf welchen seine Eitelkeit den meisten Werth zu legen schien.

Das wußte Magdalena und darum nannte sie ihn gerade so und nicht anders.

— Ich lasse, fuhr sie schmeichelnd fort, Eurem tiefen Wissen, Eurer hohen Weisheit nur Gerechtigkeit widerfahren, und um Euch zu überzeugen, welchen Werth ich auf die seltene Gabe Eures Weissagungs-Vermögens lege, will ich mit Eurer gütigen Erlaubniß es alsogleich in Gegenwart unseres erha-

benen Kaisers, der bisweilen noch daran zu zweifeln scheint, auf eine schwierige Probe stellen.

— Was wünschet Ihr durch mich zu wissen? fragte Tycho, der sich gekränkt zu fühlen schien, daß der Kaiser, wie die Gräfin absichtlich bemerkt hatte, an dessen Prophezeihungsgabe noch zu zweifeln schien.

— Ich wünsche durch Euch Etwas zu erfahren, was außer Seiner Majestät Niemand an dessen Hofe weiß . . .

— Gräfin, unterbrach sie Rudolph ein wenig erschreckt; Ihr wollt ihm ein Geheimniß entlocken . . .

— Das er in den Sternen gelesen? Und warum nicht, mein erhabener Monarch? Glaubt Ihr, daß Ritter Brahe es nicht weiß? Beweiset Seiner kaiserlichen Majestät das Gegentheil dadurch, daß Ihr mir — sogleich, wenn ich Euch bitten darf! — eine kleine Frage zu beantworten geruht.

— Schöne Gräfin, geruhet dreist zu fragen.

— Wo ist jetzt Georg von Lobkowic? fragte Magdalena.

— Darf ich's sagen? fragte Tycho den Kaiser.

— Ich sage nicht Ja, nicht Nein. Thut, Ritter, was Euch beliebt, sprach Rudolph, etwas unwirsch, daß die Gräfin diese List gebraucht hatte, um das große Staatsgeheimniß zu erforschen.

— Nun wohlan, Gräfin, dann will ich Euch sagen, was Euer dienstwilliger Bewunderer darüber im Buche der Gestirne gelesen hat; der ehemalige Obersthofmeister, der seit Jahren auf der schlesischen Festung Glatz gefangen saß, ist vor acht Tagen von dort nach Elbogen zurückgebracht.

— Ritter Brahe, ist dieß wirklich wahr? fragte Magdalena.

— Die Sterne des nächtlichen Himmels, holde Gräfin, lügen eben so wenig als die Sterne Eurer Augen, die der Abglanz Jener sind, sagte der galante Prophet.

— Ritter Brahe ist ein arger Verräther, sprach der Kaiser.

— Ich bin ein treuer Diener meines Herrn! entgegnete Tycho.

— Ja, ja, Rath, das seid Ihr! Und gerade dadurch habt Ihr es bewiesen. Und wollt Ihr Eure Schuldnerin zu noch größerem Dank verpflichten, dann vereinigt jetzt Eure Bitte mit der Meinigen. Bittet Euren großen Herrn und Kaiser, mir, einer nicht minder treuen Dienerin als Ihr es seid, eine Huld zu gewähren.

— Und worin besteht diese Huld? fragte der Kaiser.

— Gestattet mir, mit Eva von Lobkowic noch heute nach Elbogen zu eilen.

— Wozu, meine schlaue Dame? fragte Rudolph.

— Um der unschuldigen Tochter den längst ersehnten Trost zu gönnen, den heißgeliebten Vater nach sechs ewig langen Jahren bitterer Trennung wenigstens in den Mauern seines Gefängnisses wiedersehen zu dürfen, sagte die Gräfin, die sich zu den Füßen des Kaisers warf, der durch diesen erhabenen Zug hochherziger Freundschaft mehr gerührt als jemals war.

— Erhebt Euch, meine schöne, liebenswürdige Freundin, bat Rudolf.

— Nicht eher, gnädigster Herr, bis Ihr meine kühnste Bitte huldreich mir gewährt.

— Was sagt Ihr dazu, Ritter Brahe? fragte Rudolph, der trotz aller Rührung noch immer unentschlossen war. Les't Ihr in Euren Sternen, daß ich die Bitte der schlauen Dame, die zu meinen Füßen liegt, ohne Gefahr für den Staat und für meine eigene Sicherheit ihr gewähren darf?

— Majestät, Ihr dürft es ungefährdet wagen!

— Wer aber bürgt mir dafür, fragte der mißtrauische Monarch, daß man den Verräther mir nicht entführen will?

— Ich selber bürge Euch dafür, betheuerte die Gräfin, mit meinem Wort, mit meiner Ehre!

— Diese Bürgschaft, Gräfin, nehme ich an. Erhebt Euch, meine holde, schlaue Freundin! Eure Bitte sei Euch gewährt unter der Bedingung, daß Ihr auch für die Rückkehr seiner Tochter Euch verbürgt!

— Auch dieses, Herr, gelob' ich Euch! rief Magdalena, sich erhebend und dankerfüllt und freudestrahlend seine Hand an ihre Lippen ziehend. Nun ist mein schönster Wunsch erfüllt. Nun eil' ich frohen Herzens fort.

— Wohin? Wohin? fragte Rudolph freudig bewegt.

— Zu ihr! Zu ihr! jubelte Magdalena und eilte fort.

— Welch' ein Weib! rief der Kaiser.

— Ein Weib, das mir gefallen könnte! bekannte Tycho.

— Meint Ihr wirklich? So klug wie Ritter Brahe ist in diesem Puncte Mancher meines Hofes, der um die Liebe dieses Engels mich beneidet. Was aber sagen Eure vertrauten Sterne?

— Sie sagen mir, daß die Namen dieser beiden Böhminnen, verbunden durch das Band so

seltener, edler, uneigennütziger Freundschaft, würdig sind, von heute an am Firmamente meiner Himmelskugel an die Stelle Castors und Pollux zu treten und dort wenigstens so lange zu glänzen, bis es dem Forscherblicke Eures Dieners gelingt, am gestirnten Himmel selbst ein neues Dioscurenpaar aufzufinden und die Namen Magdalena und Eva unter die Zahl der von mir entdeckten Sterne zu versetzen.

— Ich danke Euch, mein treuer Rath. Ihr habt durch die Entdeckung jenes Geheimnisses einen Stein von meiner Brust gewälzt. Ich mußte jenes Geheimniß wahren; ich durfte meinen Schwur nicht brechen. Ihr habt ihr und mir geholfen. Empfangt für diesen Dienst, den Ihr uns allen Dreien geleistet, meinen besten Dank, und als Erinnerung an die schöne Stunde, in welcher mir vergönnt war, Magdalenens kühnste Bitte, Magdalenens schönsten Wunsch erfüllen zu dürfen, diesen einfachen und für Uns doch so werthvollen Ring, den Unsere vielgeliebte Mutter Maria von Oesterreich — welche der gütige Gott noch lange erhalten möge! — Uns an jenem Tage geschenkt, an welchem sie, auf Verlangen Unsers theuern, uns Allen unvergeßlichen Vaters, mit blutenden Thränen den Erstgebornen ihrer Söhne aus ihrer Nähe scheiden und an den

Hof von Madrid abreisen sah. Bewahrt das Kleinod, Ritter Brahe! Der Segen Unserer Mutter ruht darauf.

Der kaiserliche Rath bedankte sich tief.

— Dieses Andenken freut mich in der That, sagte er beim Gehen zu sich selbst, doch mag ich nicht läugnen, daß der Orden des goldenen Vließes oder jedes andere Zeichen seiner kaiserlichen Gunst mir erwünschter wäre, blos zum Aerger meiner dänischen Feinde! fügte er hinzu, und steckte den unscheinbaren Ring an den Finger seiner linken Hand.

— Es hat ihn mächtig tief bewegt! sagte Rudolph.

Jenes sinnige Geschenk, verbunden mit dieser Aeußerung, beweist mehr als ein ganzes Buch, daß dem Sohne Mariens von Oesterreich bei allen Gaben des Herzens wie des Geistes nur eine große Kleinigkeit gefehlt. Rudolph besaß Alles, nur keine Menschenkenntniß.

Die Audienz aber war zu Ende.

Sechsstes Capitel.

Die zweiunddreißig Unglückstage, Tycho's Prophezeihungen und seine Nase.

Während Eva von Lobkowic, außer sich vor Freude und mit unbeschreibbarer Sehnsucht, in Begleitung ihrer großherzigen Freundin Magdalena nach Elbogen eilt, um dort nach sechsjähriger Trennung ihren unglücklichen Vater wiederzusehen und ihn an ihr Herz zu drücken, wollen wir unsere Leser mit dem Charakter Tycho de Brahe's etwas näher vertraut machen und ihrer Neugier die Mittheilung der zweiunddreißig Unglückstage nicht vorenthalten.

Tycho de Brahe war, wie jeder große Mann, bei aller Freigeisterei, die ihm wie fast jedem Eingeweihten in die Geheimnisse des gestirnten Himmels eigen zu sein schien, so abergläubisch wie ein altes Weib.

Der naive Philander von der Weistritz berichtet (Seite 101): „Wenn Tycho de Brahe aus seinem Hause ging und ihm eine alte Frau begegnete, so pflegte er gleich wieder nach Hause zu gehen, denn er hielt solches für ein unglückliches Zeichen. Er

hielt es auch gemeiniglich für ein böses Zeichen, wenn ihm ein Haase begegnete.

Aber noch weit mehr als alte Weiber und junge Haasen fürchtete er sich vor Begegnung eines Schweines, bei dessen Anblick er, wie mancher abergläubische Jude, auszuspeien gewohnt war, um ihm — dem Schweine nähmlich — durch diese Art von Beschwörung den unheilbringenden Einfluß zu rauben.

Ein verkehrt stehender Pantoffel erschreckte ihn fast eben so sehr als ein bei Tische umgeschüttetes Salzfaß, und nichts im Himmel und auf Erden flößte ihm mehr Angst und Unruhe ein, als drei Lichter auf einem und demselben Tische brennen oder dreizehn Gäste bei einer und derselben Tafel vereinigt zu sehen.

So oft er, irgendwo in Gesellschaft geladen, an der Tafel Platz genommen hatte, pflegte er ängstlich die Reihe der Gäste zu zählen und, so oft er die verhängnißvolle Zahl Dreizehn herausgezählt, ein ganzes Jahr in beständiger Unruhe zu leben, weil er sich dem uralten, vom Abendmahle des Heilandes hergeleiteten Aberglauben überließ, daß Einer unter den Dreizehn in Jahresfrist sterben müsse wie Jesus Christus, der unter den zwölf Aposteln der Erste oder Dreizehnte gewesen war.

Von den sieben Tagen der Woche war ihm Keiner so sehr zuwider als der Freitag, an welchem er weder eine Reise noch eine neue Arbeit zu unternehmen wagte.

Eben so abergläubisch war er auch in anderer Beziehung. Er erzählte Jedem, der es hören wollte: Wenn Jemand am Tage der heiligen Barbara Zweige von einem Kirschbaume abbricht, sie in ein Gefäß setzt und ihnen tagtäglich frisches Wasser giebt, dann werden solche Zweige am ersten Weihnachtstage in voller Blüthe stehen.

Hinsichtlich mancher Krankheiten glaubte er eben so steif und fest an die Besprechung der Gesichtsrose, wie an den Einfluß des geheimnißvollen Abracadabra auf Beseitigung des kalten Fiebers.

Unter vielen Talismanen, auf die sein Aberglaube hohen Werth gelegt, pflegte er auch den Strick eines Gehängten und einen sogenannten Lapis alectorius (ein alectorisches Steinchen von der Größe einer Bohne, wie sie sich im Magen und in der Leber der Hühner vorfinden sollen) bei sich zu tragen, um nicht nur Glück im Spiele, sondern auch Glück in der Liebe zu haben.

Brahe's zwei und dreißig Unglückstage finden sich nicht allein in jenem letzten Exemplare seines

seitdem verloren gegangenen Kalenders, sondern auch in Peder Syve's zweitem Theile der ‚Dänischen Sprichwörter.' Von dort sind sie in Philanders Lebensbeschreibung übergegangen und von hier aus verpflanzen wir sie, als Curiosität des menschlichen Aberglaubens, in unsere Erzählung.

Brahe's Spaadom oder Prophezeihung lautet (Seite 99) wörtlich wie folgt:

In jedem Jahre sind zwei und dreißig Tage, vor welchen sich Jeder in Acht nehmen soll. Und diese Tage bleiben immer dieselben, so lange die Welt stehet, wenn diese auch versetzet werden sollte.

1) Wird ein Mensch an einem dieser Tage geboren, so wird er nicht lange leben. Und wenn er auch lange lebet, so wird er in Armuth und Elend gerathen.

2) Ein Mensch, der an solchem Tage etwas miethet oder Hochzeit macht, dem wird solches nicht gelingen, sondern in Armuth und Elend gerathen.

3) Ein Mensch, der an einem dieser Tage erkranket, mit ihm wird es sich selten oder gar nicht bessern.

4) Wer an einem solchen Tage aus einem Hause in ein Anderes, aus einem Dienste in den

Andern oder aus einem Lande in das Andere ziehet, dem wird solches zur Betrübniß gereichen.

5) Wer an einem dieser Tage reiset, wird selten anders als mit Betrübniß nach Hause kommen.

6) Man soll an einem dieser Tage nichts kaufen oder verkaufen, denn es glückt nicht und ist schädlich.

7) Man soll an einem dieser Tage sich vor kein Gericht oder in einen Reichshandel begeben, weil es schädlich sein und man (selbst) eine gerechte Sache verlieren wird.

Jene zwei und dreißig Unglückstage aber sind Folgende:

Der Januar	hat	7	Tage:	1. 2. 4. 6. 11. 12. 21.
Der Februar	„	3	„	11. 17. 18.
Der März	„	4	„	1. 4. 14. 15.
Der April	„	3	„	10. 17. 18.
Der Mai	„	2	„	17. 18.
Der Junius	„	1	„	6.
Der Julius	„	2	„	17. 21.
Der August	„	2	„	20. 21.
Der Septemb.	„	2	„	10. 18.
Der October	„	1	„	6.
Der Novemb.	„	2	„	6. 18.
Der Decemb.	„	3	„	6. 11. 18.

Nach dem Tychonischen Unglückskalender sind die zwei glücklichsten Monate jedes Jahres der Juni und October, weil jeder von ihnen nur einen Unglückstag (den 6.) hat.

Der unglücklichste Monat aber ist der Januar, weil er sieben unglückbringende Tage zählt.

Derjenige Unglückstag, der sich in zwölf Monaten am häufigsten (sechs Mal) wiederholt, ist der 18.; der nächste unglückliche der 6., der in jedem Jahre fünf Mal wiederkehrt.

Rechnet man zu diesen 32 Unglückstagen noch obenein die 52 Freitage des Jahres, die nach Brahe's Meinung gleichfalls unheilbringend sind, weil am Charfreitage der Heiland gekreuzigt worden ist, so giebt dieß zusammen 84 schwarze und 281 weiße Tage; denn weiß hieß er die glücklichen Tage, an welchen der Mensch mindestens etwas weniger Unglück als an den schwarzen zu erwarten hat.

Wir wissen nicht zu sagen, ob Tycho de Brahe an die Richtigkeit des von ihm aufgestellten Pechtagskalender wirklich selber geglaubt oder ob er ihn nur — was wohl zu vermuthen ist — zur Mystification seiner leichtgläubigen Almanachsabnehmer zusammengestellt hat. Wir geben ihn, wie wir ihn gefunden haben, und überlassen es dem gesunden

Verstande des Lesers, daran zu glauben oder nicht. —
— — — — — — — — — — — — — —

Nicht viel besser als mit dieser Prophezeihung verhielt es sich mit mancher andern des großen Dänen.

Er weissagte einer vornehmen Frau, sie werde durch ein gehörntes Thier getödtet werden und ein Jahr später ward sie aus Eifersucht von ihrem Manne erschlagen. Die Prophezeihung, meinte Brahe, habe sich erfüllt, denn ihr Mann sei ein gehörntes Thier gewesen. — Man sieht, daß Tycho sich zu helfen verstand.

Er hatte, wie im zweiten Capitel des dritten Buches flüchtig angedeutet war, den Tod Friedrichs II. von Dänemark auf das Jahr 1593 vorausgesagt und in Bezug darauf das lateinische Chronodistichon gemacht:

FrIDrICVs qVarto fatIs ConCessIt aprILIs,
Ergo sqValet LVCtV heV DanIa tota graVI.

Nimmt man sich die Mühe, die großen Buchstaben zusammenzuzählen, dann kommt die Jahreszahl 1593 heraus.

Der Tod aber, der entweder kein Latein versteht oder im Addiren der großen Lettern sich verrechnet, hatte dem großen Propheten den kleinen Possen gespielt, den König schon fünf Jahre früher

(1588) aus dem Leben abzurufen. Tycho's Gegnern war dieß ein willkommener Freund. Brahe aber hatte die Achsel gezuckt, diesen Irrthum für eine Uebereilung des Todes erklärt und sich mit diesem Witze ziemlich gewandt aus der Schlinge gezogen.

Interessanter ist, was viele seiner Biographen in Bezug auf eine seiner frühern Prophezeihungen erzählen. Tycho de Brahe soll u. A. auch das vorausgesehen haben, daß Manderup Parsberg ihm an jenem bewußten Tage und in dem bewußten Zweikampfe die Spitze seiner Nase entführen werde. War dieß in der That der Fall gewesen, so läßt sich schwer begreifen, warum der Prophet seine gefährdete Nase nicht lieber ganz zu Hause gelassen oder sie pflichtschuldigst assecurirt hat, da er voraussehen konnte, daß er sich die Verstümmlung derselben sehr zu Herzen und sich durch sie in unnütze Unkosten verwickeln würde. — Der Mann mit der ‚von Silber und Gold zusammengeschmelzeten Nase‘ soll, wie unser naiver Gewährsmann Philander erzählt, einzig und allein durch sie zu jener Mißheirath mit der unfreien Bäuerin Christine verleitet worden sein, weil er befürchten mußte, eine Dame aus höhern Ständen werde sich schwerlich geneigt finden lassen,

einen Mann mit verstümmelter und künstlich gesalbter Nase zu heirathen. Und schon aus diesem Grunde soll der hochgelahrte Mann über diese Nase ‚sauber gemachet und verkleistert‘ bis ans Ende seiner Tage sich gegrämet und abgehärmet haben. Seine colossale Eitelkeit schwebte in beständiger Angst, jedesmal, so oft er niesen mußte, die künstlich angesetzte Spitze zu verlieren und dadurch, entstellt, ein Gegenstand des Spottes und Gelächters zu werden.

Einer seiner vielen Feinde wußte das Gerücht auszusprengen, Tycho de Brahe habe, als er noch auf Huen residirt, eine lateinische Ode auf den Verlust seiner Nase gedichtet und sie — die Ode nämlich — nur als Manuscript für seine Freunde drucken und unentgeltlich vertheilen lassen. Wir wissen nicht, ob und was daran wahr sein mag; soviel aber ist erwiesen, daß die defecte und ewig wackelige Nase ihm mehr Kummer bereitete, als dessen Gegner bei seinem Gewissen verantworten konnte.

Nachts, wenn Tycho schlafen ging, pflegte er das Anhängsel seines Geruchsorgans neben sich auf den Nachtisch, bisweilen auch als Marke oder Ohr in das Buch zu legen, in das sein nie rastender Geist sich vertieft hatte.

Eines Morgens (erzählte ein boshafter Spötter bei Hofe) als Tycho, aus süßen Träumen erwachend, seine Nasenspitze gesucht, habe er zu seinem größten Schrecken die Entdeckung gemacht, daß eine seiner beiden Doggen sich mit ihr gespielt und sie in der Zerstreuung hinuntergeschluckt; der ehemalige Besitzer derselben sei darüber in Wuth gerathen, weil er, ehe die neue Nase fertig geworden, verstümmelt das Bett habe hüten müssen.

Damit diese fatale Verlegenheit sich nicht wiederhole, hatte sich Tycho seit jenem Tage einen kleinen Vorrath von vierzehn Nasen zugelegt, mit welchen er, schon der Reinlichkeit wegen, so oft wie Unser Einer mit seinen Schnupftüchern, gewechselt haben und endlich ein ganzes Etui von künstlichen Nasen jedes Calibers in petto gehabt haben soll.

Es ließe sich ein kleiner Foliant über die silbernen Nasen dieses Mannes schreiben, wollte Jemand sich die keineswegs undankbare Mühe geben, alle Schicksale, Abenteurer und Fatalitäten derselben zu erzählen und alle boshaften Gerüchte zusammenzustellen, welche die Gegner des großen Mannes darüber in Umlauf gebracht haben.

Einer derselben (sein Name ist uns leider entfallen) erzählt, Meister Tycho habe zu seinem auf

Huen abgefaßten Testamente ein Codicill in Prag gemacht und darin eine seiner sogenannten Lieblingsnasen, wie Einige behaupten — dem historischen Museum zu Kopenhagen oder — wie Andere versichern — Seiner Majestät dem Könige Christian IV. als Erbstück vermacht. Letzterer habe sie — natürlich erst nach dem Tode ihres ehemaligen Inhabers — seiner Geliebten Christine Munk, und diese wiederum das königliche Andenken dem Bischofe auf Fyen, dem berühmten Psalmendichter Thomas Kingo vermacht, der sie kurz vor seinem 1703 erfolgten Tode an Bartholomäus Deichman, der später Kingo's Leichenpredigt geschrieben, abgetreten, und welcher sie seinerseits für hundert Pfund Sterling an die Krone Englands verkauft haben soll. Die Königin Anna, sagt man, habe diese Nase einem ihrer frühern Lieblinge, dem Herzoge von Marlborough, und dieser sie wiederum seiner Frau Sarah Jennings geschenkt, wodurch sie — die Nase nämlich — in den Besitz ihres Günstlings Henri Saint-John, Viscount of Bolingbrocke gelangt, der das Andenken seiner frühern Freundin nach Frankreich überpflanzt und sie dort an Voltaire abgetreten, mit dem sie später an den Hof Friedrichs des Großen nach Potsdam gewandert, von wo aus sie nach dessen Tode

in die Schatzkammer Kaiser Josephs II. nach Wien gelangt und von diesem dem Fürsten Wenzel Anton von Kaunitz verehrt worden sei.

Ueber die endlosen Wanderungen dieser einen Nase (und Tycho hatte deren endlich ein halbes Hundert) ließe sich ganz bequem eine humoristisch-satirische Odyssee schreiben, zu der uns weiter nichts als die Feder eines Rabelais fehlt, um diese Nase so unsterblich wie deren ehemaligen Besitzer zu machen.

Und gleich wie — lange nach jener Zeit — ein deutscher Poet, Namens Haug, Gott weiß wie viel Hyperbeln auf Wahls lange Nase gedichtet, eben so leicht könnte ein moderner Blumauer eine der köstlichsten Travestien auf die Nasen des großen Sternkundigen schreiben, dessen Ruhm, den wir zu ehren wissen, darunter sicher nicht leiden würde, denn Brahe bliebe doch immer Brahe, selbst dann, wenn er auch ganz ohne Nase zur Welt gekommen, wie Raphael, nach dem Ausspruche Lessings, auch ohne Hände geboren ein großer Maler geworden wäre.

In der Laurentianer Bibliothek zu Florenz wird in Weingeist der Finger eines andern Sternkundigen, Galileo Galilei's, als Reliquie aufbewahrt und jedem Fremden, der ihn zu sehen wünscht, vorgezeigt.

Wer kann uns sagen, was aus Tycho de Brahe's sogenannter Lieblingsnase geworden und wem sie, nachdem sie in 255 Jahren durch so viele Hände gelaufen, endlich anheimgefallen ist. Wer sagt uns, wo eine dieser Nasen sich befindet? Wie Marryats Japhet, der seinen Vater sucht, würde sich zweifelsohne ein vaterlandsliebender Däne oder ein speculativer Sohn Albions finden, welcher Tycho's Nasen aufsuchen und gewiß keine Kosten scheuen würde, eine oder die andere poliren oder nöthigenfalls sogar neu versilbern zu lassen, denn sicher hat das silberne Nasenrohr Tycho de Brahe's nicht minder hohen Werth und nicht mindere Bedeutung als die Atlasweste des großen Dichters Schiller und der Flausrockknopf des großen Philosophen Kant, den schon seit vierzig Jahren einer seiner Königsberger Schüler sucht, ohne daß der Knopf ihm bis jetzt aufgegangen ist.

Es fällt uns schwer, uns von Tycho's Nasen loszureißen, weil wir einsehen, welchen kostbaren Stoff wir unserm Federkiele leichtsinnig entschlüpfen lassen.

Man vergebe uns diesen harmlosen Scherz! Ein Lächeln neben der Thräne, ein Schmunzeln neben dem Seufzer hat oft ziemlich denselben Reiz

wie ein Dudelsack neben der Orgel. Ewiges Weinen ermüdet zuletzt eben so wie ewige Orgelei. Auch der Scherz hat seine Berechtigung, und Jeder, der etwa mürrisch und grämlich genug sein sollte, uns diese Nasen-Episode zu verübeln, der erweise uns die Gefälligkeit, dieß Capitel . . . zu überschlagen.

Siebentes Capitel.

Das Wiedersehen in Kerker.

Der unglückliche Obersthofmeister, von dessen Leiden und Entbehrungen wir seit jenem Tage, an welchem er von Elbogen nach Glatz abgeführt worden war, nur einzelne sich widersprechende Gerüchte, aber nichts Bestimmtes erfahren, hatte seit jener Stunde, in der ihm durch Scotto die Gesellschaft der Taube und der Besitz des Ringes eben so gewaltsam entrissen als früher listig zugeflogen war, in seinem neuen Kerker zu Glatz ein trauriges Dasein gelebt und erst nach Verlauf zweier Jahre die Erlaubniß erhalten, sich die ewige Einsamkeit seines Kerkers durch das Lesen einiger Bücher, die man ihm vergönnt, so gut als möglich erträglich zu machen. Und diese

Erlaubniß war für ihn ein so großer Trost, eine solche Beruhigung geworden, daß er sich in Glatz nicht so verlassen und unglücklich als früher auf Elbogen gefühlt. Der Commandant der dortigen Veste, ein schlesischer Edelmann von altem Schrot und Korn, hatte seinen Gefangenen, dessen unverdientes Loos er aufrichtig beklagte, nach und nach so liebgewonnen , daß Georg Popel von Lobkowic dort fast eben so gut als Gräfin Maria Magdalena unter dem rücksichtsvollen Schutze des alten Hauptmanns von Pürglitz aufgehoben war. — Erst vor acht Tagen hatte man ihn plötzlich und unerwartet — Niemand wußte warum — von Glatz nach Elbogen zurückgebracht und ihm dieselbe Zelle, die er früher hier bewohnt, von Neuem eingeräumt. Hier war ihm neuerdings der Trost der Bücher — wir wissen nicht auf wessen Befehl — grausam entzogen worden.

Dessen ungeachtet fand sich der ehemalige Obersthofmeister mit einer Entsagung, die seiner frommen Denkungsweise zum Ruhme gereicht, in die neue Lage der Dinge und murrte nicht mit der Vorsehung, deren unerforschlicher Rathschluß ihm diese harte Prüfung auferlegte. Das Einzige, was ihn mehr als alles Uebrige beunruhigte, war der Umstand, daß

er seit sechs langen bangen Jahren keine Nachricht von dem Schicksale seiner armen Tochter erhalten hatte.

— Ob mein Kind wohl noch leben mag? fragte er sich fast stündlich und begann daran zu zweifeln, weil ihm von Eva nicht das kleinste Lebenszeichen zugekommen war. Wäre sie noch am Leben, sagte er sich, dann würde sie trotz aller Wachsamkeit meiner Verfolger wohl irgend ein Mittel aufgefunden und selbst das Kühnste gewagt haben, um ihren Vater, der sie wie seinen Augapfel liebt, nach undenklich langer Zeit einmal wenigstens wiederzusehen! Denn welches Herz könnte wohl so verhärtet sein, ihr diese Bitte zu verweigern? Meine arme Eva also ist gewiß schon lange todt und schläft in Ruhe und Frieden an der Seite ihrer frommen Mutter und vereinet dort im Himmel ihr inbrünstiges Gebet mit Benigna, daß der Richter aller Richter mich aus diesem Erdenkerker zu sich rufen möge an die Seite Derer, die, wenn auch todt, ich immer noch so heiß und innig liebe, wie zu jener schönen, glücklichen Zeit, in welcher Weib und Kind noch am Leben waren, und gleich der welkenden Rose, die sich in der aufblühenden Knospe neu zu verjüngern schien, mein häusliches Glück zu einem irdischen Paradiese

umschuf. Jetzt aber ruhen Weib und Kind im Schooße der mütterlichen Erde, und Georg Popel von Lobkowic, der Letzte seines unbefleckten Stammes, sitzt hier, ein trauernder Hiob an den Ufern des Euphrats, und hängt sein zerbrochenes Wappen wie eine längst verklungene Harfe an seinen Stammbaum und sucht seinen einzigen und letzten Trost in den Worten seines Sinnspruchs:

Asche bin ich, Asche werde ich!

Da plötzlich öffnete sich sein Kerker. Und eine Frauengestalt, hell und hehr wie ein Cherub Gottes, erschien an der Schwelle seines lebendigen Grabes mit der mitleidsvollen Frage:

— Edler Herr, kennt Ihr mich noch?

— Wohl kenne ich Euch, edle Frau! rief der Gefangene hochentzückt, nach sechs langen Jahren ein anderes menschliches Wesen als seine Kerkermeister wiederzusehen. Ihr seid Gräfin Maria Magdalena.

— Verzeiht, daß mein Fuß die Heiligkeit Eures Kerkers entweiht. Doch erfahret, daß ich nicht allein komme . . . ich führe Euch einen Engel zu.

— Meine Eva? fragte Lobkowic freudig erschreckt.

Und in demselben Augenblick flog die tugendhafteste der Töchter an das Herz ihres Vaters.

Es gibt Freuden, Wonnen und Entzückungen, die keines Menschen Feder zu schildern vermag. Zu diesen Delirien freudejauchzender Seelen gehörte auch jener Augenblick, dessen hochentzückte, reichbeglückte Zeugin die Urheberin dieses schönen Wiedersehens war.

Vater und Tochter lagen schluchzend, weinend, sprachlos, Arm in Arm, Mund an Mund, Aug' an Aug', und der Anblick dieser herzerhebenden Scene war für das Herz der Gräfin eine Feier, zu welcher alle Heerschaaren der Himmel mit lichtumflossenen Flügeln, sterngeschmückten Gewändern und goldenen Aeolsharfen vom Throne des Ewigen herniedergerauscht waren, um Theil an diesem Feste zu nehmen und mit ihren hellen Engelsharmonieen ein ‚Herr Gott, Dich loben wir,' anzustimmen.

Diese stumme Verzückung löste sich zuerst in stille Thränen und allmählig in leise ausgetauschte Worte aus.

— Bist Du denn wirklich meine Eva? fragte der unaussprechlich glückliche Vater. Halte ich nur ein wunderholdes Traumbild oder die noch millionenmal schönere Wirklichkeit mit meinen Armen umschlungen?

— Es ist kein Traum, mein Vater, begann Eva, Dein Kind liegt an Deiner Brust und fühlt die lebendigen Schläge Deines süßen Herzens, das wie das Meinige vor Wonne seinen engen Kerker zu zersprengen droht.

— Und wem habe ich dieses heißersehnte Glück Deines Wiedersehens zu verdanken?

— Wem anders als jenem Engel dort? sagte Eva auf die Gräfin weisend. Sie ist, seitdem man Dich mir entrissen hat, meine Freundin, meine Schwester, mein Schutzgeist.

— Edler Herr, sagte Magdalene, ich bin nichts weiter als die Schuldnerin Eurer Tochter. Sie hat meine Ehre und die Eure gerettet; sie hat das Brandmal der Verläumdung von unsrer Stirn gelöscht und gezeigt, daß sie des Namens, den sie trägt, so würdig ist als Jener, der ihr diesen Namen als den schönsten Talisman seiner Vaterliebe gegeben hat.

Die Gräfin erzählte ihm nun mit kurzen Worten die ganze Intrigue, welcher jener elende Scotto mit der Taube und dem Ringe ausgesonnen und durchgeführt hatte, um ihn und sie dem Argwohne des Kaisers zu verdächtigen und sie Beide in den Abgrund unverdienter Schmach zu stürzen. Lobkowic hörte zu und glaubte noch immer zu träumen,

denn die Freude hatte ihn so angegriffen, daß er zitternd jedem ihrer Worte lauschte, die wie ein heilender Balsam in die tausend blutenden Wunden seiner Seele floßen und eine nach der andern rasch vernarben ließen.

— O meine Eva! rief er aus, wie tief und schwer hat Dein Vater sich gegen die Fügungen der Vorsehung versündigt! Er hat Dich lange todt geglaubt, und siehe da, Du lebst! Er hat von aller Welt Dich verlassen geglaubt, und überzeugt sich jetzt, daß der Himmel, der keines seiner Geschöpfe verläßt, Dir eine Freundin geschenkt, die Deiner würdig ist. Ach, Gräfin, wie soll ein armer Gefangener, der seit sechs Jahren fast ganz und gar den Gebrauch der Sprache verlernt hat, Euch würdig danken für das, was Ihr an ihr, was Ihr an mir gethan?

— Nur der Himmel kann es ihr vergelten! sagte Eva, dankerfüllt die Hand der Gräfin an ihr Herz pressend.

— Ihr beschämt mich, Eva von Lobkowic. Das, was Magdalena für Euch gethan, würdet Ihr eben so gern für sie gethan haben. Ja, habt Ihr nicht weit mehr für mich gethan? Habt Ihr nicht meine Ehre gerettet?

— Wer vermöchte diese Euch zu rauben? sagte

Eva. Euer Name lebt so rein und unbescholten in dem goldenen Buche unseres Adels als in meinem dankerfüllten Herzen, und keine Macht der Erde ist im Stande, ihn darin auszulöschen.

— Die Welt denkt anders als Ihr! stöhnte Magdalena, die Augen tief betrübt zu Boden schlagend.

— Was kümmert Euch die boshafte Welt? Hat sie nicht schon manchen Edeln unseres Vaterlandes, hat sie nicht auch den Namen Lobkowic verläumdet? fragte der Oberstthofmeister. Und dennoch, sage ich Euch, bin ich so straflos als Ihr es seid, Gräfin!

— Ich wäre stolz gewesen, sagte Magdalena, hätte ich Euch mit Eva zugleich Eure Freiheit wiederbringen können! Aber trotz aller Bitten habe ich bis jetzt nichts für Euch vermocht.

— Seid nicht ungerecht gegen Euch selbst. Seid es nicht Ihr, der ich diese große, schöne, unvergeßliche Stunde verdanke? Schon sie allein, sagte der Vater, sein Kind zärtlich in seine Arme schließend, verleiht mir Kraft und Muth und neues Gottvertrauen, die trüben Stunden, die meiner hier noch harren mögen, mit christlicher Geduld zu tragen.

— So spricht der Weise, der würdig solcher Tochter ist, sagte die Gräfin. Nun aber lasse ich

Euch allein. Gewiß habt Ihr Euch Manches noch zu sagen, was Niemand außer Gott zu hören braucht. Ich kann Euch nur zwei Stunden schenken; dann komme ich zurück, um Euch Eure Tochter zu entführen.

— O laßt mich hier auf immer bei dem Vater!

— Verlangt nicht mehr, als ich Euch zu gewähren vermag. Ich gab dem Kaiser mein Wort, die Tochter seines Gefangenen als Geißel für den Vater zurückzubringen. Was ich versprochen, das halte ich!

— Verzeiht ihr, Gräfin, diese kindische Bitte . . . die Freude hat sie verwirrt gemacht . . . sie weiß nicht, was sie verlangt. Ich selber dringe darauf, daß sie unter Eurem Schutze noch heute nach Prag zurückkehrt.

— Ja, Gräfin, ja, ich folge Euch! — — —

Abends kehrten sie nach Prag zurück. Der Segen des Gefangenen begleitete sie.

Achtes Capitel.

Verhör und Verurtheilung Girolamo Scottos.

Unterdessen war die vom Kaiser Rudolph abgeschickte Commission auf Schloß Pürglitz angelangt.

Wenzel Budowec von Budowa fand den Mitgefangenen der Gräfin Clelia Buoncompagni so aufgelös't über den plötzlich erfolgten Tod seiner Gemahlin, daß er beim Eintritt des Untersuchungsrichters in Thränen ausbrach und die Bitte wagte, man möge ihn tödten, da in ihr die Sonne seines Lebens untergegangen, und weil er, nach dem Tode dieses Engels, der sein schönster Stolz und sein höchstes Glück gewesen sei, nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu fürchten habe.

Der Scharfblick des Richters, der sich durch die Thränen des Heuchlers nicht beirren ließ, ertheilte dem ihn begleitenden Arzte Jessenius den Auftrag, die Leiche in seiner und ihres Gemahles Gegenwart zu öffnen und zur Besichtigung derselben zu schreiten.

Libušens Leichnam ward aus einem unterirdischen Gewölbe, wohin man ihn gebracht, in Girolamo's Gefängnißzelle heraufgeschafft und dort in dessen Beisein dem gewandten Messer des Anatomen überliefert.

Es war zu verwundern, daß der seit seinem sechszehnten Jahre dem Laster anheimgefallene Leib jener Frau selbst noch im Tode eine gewisse Frische und Fülle der Formen bewahrt hatte, so daß ihr

Gemahl noch jetzt von der Schönheit derselben begeistert und entzückt zu sein schien.

Doctor Jessenius öffnete den Leichnam und fand im Innern desselben, und vor Allem im Magen, Spuren eines ihm unbekannten Giftes.

— Es ist genau dasselbe Gift, erklärte er, welches ich vor vier Jahren bei der Section des von den Fluthen der Moldau an's Ufer gespülten Leichnams des Baders Procop aufgefunden hatte.

— Meine Frau, meint Ihr, habe sich vergiftet? fragte Scotto mit einer Ruhe, die sich durch jene Erklärung des Arztes nicht aus der Fassung bringen ließ.

— Das meine ich nicht! entgegnete Jessenius. Ich finde nur, daß sie vergiftet ist.

— Und ob sie sich oder ob ein Anderer sie vergiftet haben mag, ergänzte Budowa, muß der Gemahl, der beständig um sie gewesen war, jedenfalls besser als irgend ein Anderer wissen.

— Ich weiß gar nichts, erklärte Scotto, der von Augenblick zu Augenblick mehr Fassung sich errang.

— Gebt Euch keine Mühe zu läugnen! sagte Budowa ihn mit Blicken durchbohrend, die wie glühende Sonden in's Herz des verstockten Sünders fuhren.

— Was hätte ich zu läugnen? fragte er mit einer Frechheit, die Jeden bis auf Budowec empörte, welcher, die kalte Würde seines Richteramts behauptend, ohne Haß und ohne Mitleid blieb.

— Läugnet nicht, daß Ihr der Mörder dieser Todten seid!

— Herr, entgegnete Scotto, wollt Ihr Euch lustig machen über den Schmerz eines Gatten, der diesen Verlust nicht lange überleben wird?

— Angeklagter, entgegnete Budowec, wollt Ihr Euch lustig machen über die Frage Eures Richters, der Eurem Läugnen keinen Glauben schenkt? Ich sage Euch noch einmal: Ihr seid der Mörder Eures Weibes!

— Ich der Mörder meines Weibes? Das ist eine Lüge, so wahr ein Richter über uns Alle lebt!

— Wie? Wäre sie nicht Euer Weib gewesen?

— Wohl war sie mein Weib, mein edles Weib, doch bin ich darum nicht ihr Mörder!

— Ihr seid es, wiederhole ich Euch!

— Ihr mögt es glauben; was aber überzeugt Euch von der Schuld, die Euer Glaube mir aufzubürden sich erlaubt?

— Eure äußere Ruhe täuscht mich nicht. Ich

lese in Eurem Innern, daß diese Todte da durch Euch vergiftet ward.

— Nun gut, beweis't mir meine Schuld! sagte der Mörder, seine Arme über die Brust kreuzend und mit Blicken schwer zurückgehaltener Wuth seinen Richter von den Schnallen der Schuhe bis zu der Feder seines Baretts messend.

— Wir machen Euch auf Etwas aufmerksam. Solltet Ihr fortfahren, noch länger zu läugnen, dann würde ich mich, wenn auch ungern nur, gezwungen sehen, eine Maßregel gegen Euch anzuwenden, die das Gesetz dem Richter gegen verstockte Läugner einräumt.

— Ihr droht mir mit der Folter? fragte Girolamo mit höhnischem Lächeln.

— Richter drohen nicht; sie verfügen nur!

— Nun dann verfügt, was Euch beliebt!

— Ruft den Kerkermeister und seine Gehilfen, befahl Budowec einem der zwei beisitzenden Gerichtsschreiber.

Dieser entfernte sich, um dem Befehle des Rathes der Appellation Folge zu leisten.

— Doctor Jessenius, sagte der Richter zum Arzte, der, bis zu diesem Augenblick noch immer mit der Leichenschau beschäftigt, ein stummer theilnams=

loser Zeuge des Verhöres war, seid Ihr so fest von der Wahrheit Eurer Aussage überzeugt, daß Ihr sie bei Gott und dem Heiland, der uns Allen helfen soll, zu beschwören vermögt? . . .

— Ich bin bereit, jeden Schwur zu leisten, daß dieses Weib, deren Leichnam ich hier zertheile, keines natürlichen Todes gestorben ist.

— Das genügt nicht! sprach der Rath. Könnt Ihr beschwören, daß sie vergiftet ist?

— Ich beschwöre es! erwiderte der Arzt.

— Kennt Ihr das Gift? fragte Girolamo.

— Nur mir ist man Antwort schuldig, erklärte der Ritter von Budowa. Jetzt frage ich Euch, Doctor Jessenius, kennt Ihr das Gift, das hier angewendet ward?

— Nein, Herr, ich kenne es nicht, gestand der Anatom.

— Wie aber könnt Ihr über Etwas urtheilen, was Ihr nicht kennt, entgegnete Scotto.

— Was habt Ihr darauf zu erwidern? fragte der Richter den Arzt.

— Ich weiß nur, daß es Gift ist; doch kenne ich den Namen des Giftes nicht.

— Wer nicht den Namen kennt, kennt auch die Sache nicht! rief ihm der Verbrecher zu.

— Angeklagter, das ist ein falscher Schluß, sagte der Richter. Ich weiß und kann's beschwören, daß eine fremdländische Pflanze, die man mir zum ersten Male zeigt, doch immer eine Pflanze ist, auch wenn ich sie nicht zu nennen weiß.

— Wie aber, fragte Scotto, wollt Ihr mir beweisen, daß das, was Jener an dem Leichname sieht oder zu sehen glaubt, wirklich Gift und nichts Anderes als Gift ist?

— Der Beweis, erwiderte Jessenius, ist nicht so schwer zu führen, als Ihr hofft oder befürchtet. Es giebt Gifte, die im menschlichen Körper, welchem sie beigebracht werden, Folgen zurücklassen, die nicht minder tödtlich als deren Ursache sind. Zu diesen heftigen Giften, glaube ich, gehört auch Jenes, durch das diese Frau getödtet ward.

— Ich verlange, daß Ihr dieß beweiset! sagte Scotto.

— Auch dieß ist nicht so schwer. Ich brauche nur meinen Finger zu ritzen und ihn in das Innere des vergifteten Leichnams zu tauchen, um mein Blut damit anzustecken.

— Worte, gelehrter Herr, nichts als Worte! Das Gesetz aber verlangt Beweise!

— Hierin muß ich dem Angeklagten beistimmen!

sagte der Richter. Meister Jessenius, beweiset mir und Jenem, daß das, was Ihr für Gift erklärt, auch wahr und wahrhaftig Gift ist.

— Nichts leichter als das, Ritter Budowec. Laßt mir irgend ein lebendiges Thier, einen Hund oder eine Katze reichen, damit ich ihnen in Eurer Gegenwart einige Tropfen vom Magensafte der Vergifteten eingebe, um Euch zu überzeugen, daß sie davon getödtet werden.

— Dieser Beweis aber genügt mir nicht. Das, womit Ihr Hunde und Katzen vergiften wollt, ist vielleicht nicht stark genug, auch einen Menschen zu tödten, erklärte Scotto.

— Ich errathe wohl, was Ihr verlangt, sagte der Arzt mit ironischem Lächeln. Ihr würdet es vorziehen, daß ich den Versuch an mir selber mache und mich mit diesem Gifte selber tödte.

— Erst dann würde ich glauben, daß das, was Ihr an jenem Leichname wahrgenommen, in der That Gift und nicht bloß die einfache Folge eingetretener Verwesung ist.

— Ist diese Probe an mir selber nothwendig? fragte Jessenius mit Ironie.

— Nein, erwiderte der Richter, denn es giebt noch einen andern Ausweg.

— Was wollt Ihr damit sagen? fragte Scotto, auf das Recht der Beweisführung pochend.

— Sogleich sollt Ihr es erfahren! entgegnete Budowec.

Jetzt kehrte der Gerichtsschreiber mit dem Kerkermeister und dessen Gehilfen zurück. Letztere trugen die Werkzeuge der Tortur.

— Ist dieß der Ausweg, den Ihr meint? Wie, rief Scotto, empört durch den Anblick der Marterwerkzeuge, Ihr wollt es wagen, mir das Geständniß einer Schuld, die ich läugne, gewaltsam abzupressen? Ihr wollt mich foltern lassen?

— Noch nicht, Angeklagter, entgegnete der Rath. Vorläufig richte ich nur eine Frage an Euch. Glaubt Ihr, daß jene Spuren, die Ihr in dem entseelten Körper seht, nicht durch Gift erzeugt sind?

— Ich behaupte dieß so lange, bis jener hochgelehrte Giftkenner oder Ihr selber mir das Gegentheil beweist.

— Nun, wenn nach Eurer Behauptung jener Leichnam nicht vergiftet ist, so kann es Euch nichts schaden, wenn Ihr selber uns den Beweis dafür liefert dadurch, daß Ihr einen Theil jenes unschädlichen Magensaftes Euch selber einimpft.

— Der Mann dort spricht von Gift. Welches

Gesetz kann mich, wenn die Sache sich in der That so verhält, zum Selbstmord zwingen, wenn ich's nicht selber will?

— Ihr wollt es also nicht? Gut, Angeklagter! Dann wird der Arzt es Euch einimpfen.

— Das also ist Euer kluger Ausweg? fragte Girolamo erbittert, weil er sich mehr und mehr in die Enge getrieben sah.

— Wißt Ihr einen klügern? fragte Budowec.

— Ihr glaubt mich gefangen zu haben; aber Ihr irrt Euch, weiser Richter. Dieser Leichnam dort ist allerdings vergiftet; aber nicht durch mich!

— Durch wen sonst? fragte der Inquisitor.

— Daß Euer vielgerühmter Scharfblick dieß nicht sogleich herausgefunden! Nicht der Ritter von Brandeis, die Gräfin selbst hat sich vergiftet, rief Scotto mit der Miene eines Gladiators, der durch List seinen Gegner entwaffnet und überwunden in den Sand gestreckt zu haben glaubt.

— Wie kam sie zu dem Gifte? fragte der Rath.

— Das fragt sie selbst, nicht mich! entgegnete der Angeklagte mit einem Trotze, über welchen er selber zu erstaunen schien.

— Ihr wußtet also, daß Euer Weib sich vergiftet hatte?

— Ich wußte es, gestand Girolamo Scotto.

— Und warum habt Ihr sie nicht daran gehindert?

— Weil es zu spät war! Als sie mir endlich nach langem Drängen gestand, daß sie Gift genommen, lag sie bereits in den letzten Zügen des Todeskampfes.

— Gestand sie Euch den Grund ihrer That?

— Allerdings!

— Und was war die Ursache dieses Selbstmords?

— Gram und Verzweiflung über die Grausamkeit dessen, der sie verstoßen hatte. Der letzte Hauch ihrer auf Seraphschwingen entfliehenden und in die himmlische Heimath zurückkehrenden Engelsseele war kein Fluch, sondern ein Gebet, ein Gebet für den undankbaren Vater, ein Gebet für seinen heißgeliebten Sohn, Don Cäsar.

— Aber wenn Ihr gewußt, daß sie ihre Qual durch Selbstvergiftung geendet, warum habt Ihr so lange und so hartnäckig bestritten, daß jene Spuren Folgen des sich selbst beigebrachten Giftes sind?

— Zuerst wollte ich sehen, wohin Euer vielgerühmter Scharfblick Euch verleiten würde und dann war ich Willens, ihre That zu läugnen, um ihr Andenken und den Rang Seines Kindes — Don Cäsar ist sein Name! — vom Fluche des Selbstmords seiner unglücklichen Mutter rein zu halten.

— Edler Mann, sagte der Richter, das erste Verhör ist geschlossen. Ich überlasse Euch, wie Ihr auch läugnen mögt, vorläufig Eurer eigenen Bestrafung, jener furchtbaren Reue, die, ich hoffe es zum Wohle Eurer Seele, nicht ausbleiben wird. Tragt den Leichnam fort und bestattet ihn zur Ruhe . . . die Gräfin soll in der Schloßcapelle beigesetzt werden auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers! fügte er hinzu, sein Barett lüftend.

— Das Protocoll ist geschlossen, sagten die Gerichtsschreiber.

Der Eine las, der Andere verglich. Der Rath und der Arzt unterzeichneten; dann war das Verhör zu Ende. — Die Commission kehrte nach Prag zurück. — — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage nach jenem Verhöre ward der Angeklagte von Pürglitz geschlossen nach Prag in den schwarzen Thurm auf dem Hradschin gebracht. Dann erst begann der eigentliche Proceß. Scotto beharrte in seinem hartnäckigen Läugnen. Die Richter beschlossen die Folter anzuwenden. Budowec, obgleich fest und innig überzeugt von der Schuld des Verbrechers, war der Einzige, der sich dieser Maaßregel widersetzte, weil er sie für unmenschlich und unwürdig

des Gesetzes hielt. Er ward von der Mehrheit überstimmt.

Scotto wurde auf die Folter gelegt. Hier benahm er sich wie ein Held. Selbst die härtesten Grade der Tortur waren nicht stark genug, ihm einen Laut des Schmerzes und noch weniger ein Wort des Geständnisses zu entreißen. Es schien, als habe der Verbrecher einen Körper von Granit und eine Seele von Erz, denn Beide waren unbeugsam und weder durch Drohung noch durch Strafe zu erschüttern. Der Kaiser schickte einen seiner Beichtväter. Scotto gab auf keine Frage irgend eine Antwort. Der fromme Vater leerte vergebens den ganzen Köcher seiner Beredtsamkeit; seine Ermahnungen und Drohungen mit den fürchterlichsten Qualen der Hölle, die des Verbrechers harren, der seine Sünden nicht bekennt und bereut, prallten wie stumpfe Pfeile an dem eisernen Harnisch der Gefühllosigkeit dieses verstockten Sünders ab. Die Tortur hatte ihre Künste erschöpft . . . Girolamo Scotto wollte nicht gestehen.

Da erschien der Ritter von Budowa.

— Der Beichtvater des Kaisers wird Euch gesagt haben, daß ich der Einzige gewesen bin, der sich der Anwendung der Folter widersetzt hatte, nicht

aus Mitleid für Euch, sondern aus Achtung vor der Menschlichkeit. Ich hatte mich dieser grauenvollen Maaßregel widersetzt, weil ich, von Eurer Schuld überzeugt, Euch diese Qualen habe ersparen wollen. Ihr habt alle Grade muthig durchgekostet und nichts gestanden. Ich ehre Eure unerschütterliche Kraft, aber ich verachte Eure gottlose Hartnäckigkeit. Geht endlich in Euch, Girolamo Scotto. Gesteht Eure That und bereut sie!

— Ihr seid ein Mann von Ehre! Das, was die grausamsten Qualen der unmenschlichen Tortur nicht im Stande gewesen sind, mir abzupressen, das will ich — überdrüßig meines elenden Daseins — Euch aus freiem Antriebe gestehen. Ja, Ritter Budowec, Eure Ueberzeugung hat Euch nicht getäuscht: ich habe mich eines zweifachen Mordes schuldig gemacht: ich habe den Bader Procop auf Anstiften jenes Weibes, das niemals meine Frau war, zuerst vergiftet und dessen Leiche dann in die Fluthen der Moldau versenkt; dann habe ich jenes Weib, das mich zu diesem Morde aufgereizt, gleichfalls vergiftet, hauptsächlich darum, weil dieses Weib, das ein Teufel in der Gestalt eines Engels war, mich verhöhnt und lieblos zurückgestoßen hat.

— Gräfin Clelia war also nicht Euer Weib?

— Sie war eben so wenig mein Weib, als die Nichte eines Cardinals! Ich hatte sie in Dresden aus dem Pfuhl der Schande aufgerafft und hier in Prag wieder zu Ehren gebracht. Mein Lohn dafür war, daß sie mich verachtete in dem Grade, in welchem ich sie verabscheute, als ich ihren Undank erkannte.

— Und ist jener Knabe, an dem anscheinend ihr Herz und ihre Seele hing, Sein oder Euer Kind?

— Ritter, Ihr fragt mich um Etwas, was nur Gott Euch zu beantworten vermag!

— Und wer gab Euch jenes Gift?

— Ich lernte die Bereitung desselben von einem stillen Manne aus Palermo. Sein Name, Ritter, bleibt mein Geheimniß.

— Und woraus besteht dieses furchtbare Gift?

— Euch will ich nichts mehr verschweigen. Das wasserklare, geruch- und geschmacklose Gift, von welchem acht bis zehn Tropfen hinreichen, das blühendste Leben innerhalb zwölf Stunden auf ewig verwelken zu lassen, ist der Schweis und Geifer, der vom Munde jener unglücklichen Opfer aufgesammelt wird, welche, an den Beinen aufgehängt, todtgekitzelt werden. Dieser Geifer, mit einer Mischung spanischer Fliegen und mit Opium versetzt, ist von allen Giften, die bis jetzt erfunden sind, das qualvollste

und sicherste, gegen das bis jetzt noch kein Gegengift gefunden ist. Nun, Ritter Budowec, wißt Ihr Alles. Für das aber, was ich Euch freiwillig mitgetheilt, erbitte ich mir jetzt eine Gnade von Euch.

— Was kann ich für Euch thun?

— Sorgt dafür, daß man mit meinem qualvollen Dasein so rasch als möglich ein Ende macht; denn die tiefe Reue, die Ihr mir geweißagt und die zwar spät, aber desto gräßlicher in meinem Innern wie vergiftetes Unkraut emporgewuchert ist, martert mich noch tausendfach mehr als der unbeschreibliche Schmerz meiner von der Folter zerquetschten Glieder und zermalmten Knochen. Die Schmerzen des heiligen Laurentius, den man lebendig auf dem Roste gebraten hat, sind Kinderspiel gegen die Qualen der Hölle, die ich schon hier auf Erden erdulde. Sorgt dafür, daß man mich hinrichte, heute lieber noch als morgen; denn jede Stunde meines Daseins ist eine Ewigkeit unbeschreiblicher Marter. Versprecht mir, daß ich morgen um diese Stunde nicht mehr lebe; dann will ich Euch jenseits dafür segnen.

— Ich verspreche es Euch, Girolamo Scotto, sagte Budowec und schied bewegt aus dem Kerker des Bereuenden.

Noch an demselben Tage erfolgte der vom

Kaiser Rudolph eigenhändig ausgefertigte Befehl zur Hinrichtung des Verbrechers.

Er ward auf dem Hradschin im Hofe des Burggrafenamtes enthauptet.

Neuntes Capitel.

Eine Sitzung des Oujezder Minnehofs.

Zwischen dem Kleinseitner Ringe und der jetzigen Karmelitergasse stand zur Zeit unseres Romanes das alte „Oujezder Thor,‘ welches aus einer spitzgewölbten Durchfahrt und einem darüber befindlichen Gaden aus Fachwerk bestand.*)

Dicht an diesem Thore befand sich der Eingang in die Procopius-Kirche, ein alter, länglich viereckiger Bau mit einem rundgewölbten Presbyterium, über welchem sich ein Thürmchen erhob.**)

---

*) Dieses Thor ward erst 1727 abgetragen. Der ehemalige Standort desselben ist noch jetzt durch eine daselbst angebrachte steinerne Gedenktafel bezeichnet.

**) Diese Kirche, unter Kaiser Joseph II. aufgehoben, wurde in ein Privathaus umgestaltet, in welchem noch heut

Die lange Straße, die von diesem Thore bis zum Smichow führte, hieß damals ‚Oujezd‘ oder ‚Neuß‘ und begriff auch die jetzige Karmelitergasse in sich.

In dieser Gasse befand sich auf dem Standorte der jetzigen Karmeliterkirche Maria de Victoria ein bescheidenes Hussitenkirchlein, in dessen unmittelbarer Nähe sich die stolzen Herrenhäuser der reichen und darum angesehenen Familien Griespek von Griespach und Medek von Waldek erhoben.

In geringer Entfernung von dem Kirchlein Johannes Hus befand sich damals das jetzt gleichfalls aufgehobene Kirchlein Sanct Lorenz und querüber von Letzterm, auf der linken Häuserzeile des Oujezd, erhob sich die Kirche Sanct Maria Magdalena.*)

Seitwärts dieser Kirche standen an der Stelle des jetzigen gräflich Erwin Nostitz'schen Palastes

zu Tage der Grundriß jener Kirche zu erkennen und außen in einer Nische das Standbild des hl. Procop, des großen slawischen Gelehrten und ersten Abtes von Sazawa zu sehen ist.

*) Sie ward in späterer Zeit in ein Oberpostamts-Gebäude und Letzteres wieder in eine Caserne der Gensd'amerie umgeschaffen.

mehrere Bürgerhäuser, namentlich das Haus ‚zur grünen Rose,‘ dem Bürger Brunner angehörend, und das ‚Hufnagel'sche Haus‘ beschildet zum ‚goldenen Bären‘.*)

In der Nähe des ‚goldenen Bären‘ befand sich zu jener Zeit ein, von Hans de Stella für die Familie Žďárský von Žďár geschmackvoll erbautes, stattliches Haus, welches Gräfin Maria Magdalena vor zwei Jahren angekauft hatte und den Sommer über mit ihrer Dienerschaft bewohnte.

In diesem Hause hatte die geistreiche Freundin Kaiser Rudolphs den Sitz des von ihr in's Leben gerufenen Minnehofs verlegt.

Die Gräfin war bei Gründung dieser Cour d'amour großentheils den Statuten Eleonorens von Acquitanien, der galanten Gemahlin Ludwigs VII. gefolgt und hatte aus eigener Machtvollkommenheit sich selbst, wie uns bereits bekannt, zur Vorsitz führenden Kanzlerin und unter den ersten vier Mitgliedern ihre Freundin Eva von Lobkowic, für deren Aufhei-

*) Ersteres erkaufte 1622 Christian von Nostitz, Letzteres ein Jahr später Otto von Nostitz. Das jetzige Palais erbaute 1660 Graf Johann Hartwig von Nostitz.

terung und Zerstreuung Magdalena besorgt war, zum General-Advocaten des hohen Gerichtshofs ernannt.

Eva's Bevorzugung war keinem der andern Mitglieder so ungerecht erschienen, als der hämischen, neid- und spotterfüllten Isolde von Berlichingen, die seit jenem Augenblick gegen die Gräfin, welche die Tochter des Gefangenen auf Elbogen zu dieser Würde emporgehoben hatte, nicht wenig gereizt und erbittert zu sein schien.

Das Parlament der Liebe versammelte sich nach Paragraph III. der von der Kanzlerin entworfenen Statuten zwölf Mal im Jahre, am Ersten jedes Monats, um über gewisse Fragen der Liebe, die ihm ausschließlich nur von der Kanzlerin vorgelegt werden durften, sich durch Stimmen-Mehrheit für oder gegen sie zu entscheiden.

Nur in zweifelhaften Fällen, d. h. in solchen, in welchen die Stimmen gleich getheilt waren, erkannte Paragraph VII. der vorsitzenden Kanzlerin, die in andern Fällen mitzustimmen nicht berechtigt war, die Stimme der Entscheidung zu, eine Prärogative, mit welcher sich bei Revision der Statuten nur Isolde von Berlichingen nicht einverstanden erklärt und sich nur darum gefügt hatte, weil sie von den andern Drei überstimmt worden war.

Am 1. September des Jahres 1600, gerade an jenem Tage, an welchem der Ritter Thaddäus von Hájek, der Leibarzt des Kaisers, der Protomedicus des Königreichs Böhmen und einer der ausgezeichnetsten Gelehrten seines Vaterlandes, auf seinem Krankenlager mit dem Tode rang, den all' sein Wissen nicht zu besiegen vermochte und welchem er an demselben Tage nach ruhmvoll zurückgelegter Laufbahn im Alter von fünfundsiebzig Jahren erliegen mußte, am Todestage Hájeks trat auf dem Oujezd der hohe Gerichtshof der Liebe zum ersten Male zusammen, um Entscheidung zu fassen über die ihm von der Kanzlerin vorgelegte Frage:

„Ist es erlaubt dem Manne, mehr als eine Frau; ist es erlaubt der Frau, mehr als einen Mann zu lieben?"

— Die Kanzlerin gestatte mir eine Vorfrage, begann Isolde von Berlichingen.

— Was wünscht Ihr zu wissen? fragte die Gräfin.

— Ob Ihr unter dem Worte Frau eine verheirathete oder ledige, und ob Ihr unter dem Worte Mann einen ledigen oder verheiratheten zu verstehen geruht?

— Ich mache zwischen Beiden keinen Unter-

schied. Frau bleibt Frau, wie Mann immerhin Mann bleibt, gleichviel ob sie zufällig verheirathet sind oder nicht.

— Dann bitte ich zuerst um's Wort!

— Ihr habt es, Isolde von Berlichingen! entgegnete die Kanzlerin mit der ihr angeborenen Würde und Anmuth.

— Nach der von unserer erlauchten Kanzlerin gegebenen Erklärung, begann Isolde, erscheint mir diese Frage nach meiner unmaaßgeblichen Meinung sehr gewagt . . .

— In wiefern gewagt? fragte die Vorsitzende.

— Weil sie den einfachen Gesetzen der christlichen Moral zuwiderläuft! erklärte Isolde etwas spöttisch.

— Unser Hof hat hier nicht über Fragen der Moral, sondern einzig und allein über Fragen der Liebe zu entscheiden. Moral ist eine heilige Pflicht, der sich zwar Jede von uns selbstverständlich gerne unterwirft; aber auch die Liebe, die freie Himmelstochter, hat ihr heiliges Recht. Entscheidet nun, ob die Liebe Unterthanin der Moral oder ob, umgekehrt, die Moral Unterthanin der Liebe ist.

— Ich entscheide mich, erklärte Isolde, die sich von ihrem Richterstuhle erhoben hatte, unbedingt

dafür, daß die Liebe, wie jedes andere Gefühl des menschlichen Herzens, den strengen Gesetzen der Moral unterworfen ist, und schon aus diesem Grunde bin ich der Ansicht, daß die Frau, die mehr als einen Mann zu lieben wagt, noch weit strafbarer ist als der Mann, der die Neigung seines Herzens unter zwei Frauen theilt. Die Liebe ist, nach meinem Gefühle, einig und untheilbar wie die Wahrheit, und gleichwie ich nur Eine Wahrheit als die richtige anerkenne, so vermag ich auch nur die Liebe anzuerkennen, die vom ersten Funken ihres geheimnißvollen Entstehens bis zum letzten Hauche der erlöschenden Flamme einem und demselben Gegenstande zugewendet bleibt. Das Herz, das, gleichviel ob es in der Brust eines Weibes oder eines Mannes schlägt, sich groß und stark oder, richtiger gesagt, verwegen genug fühlt, zwei Gegenstände zugleich zu lieben, belügt sich selbst, weil es in Wahrheit Keinen von Beiden liebt. Eben so wenig als der Duft einer Blume, eben so wenig als der Strahl des Lichtes zertheilbar ist, eben so wenig vermag ich mir eine zwischen zwei oder gar mehrere Gegenstände getheilte Liebe, die ja auch nichts weiter als der Blumenduft und Lichtstrahl der Seele ist, zu denken oder sie in Wahrheit gar zu theilen. Ein Glaube,

Eine Hoffnung, Eine Liebe ist mein Wahlspruch und wird es ewig bleiben! sagte Isolde sich niedersetzend zum Beweise, daß sie dem, was sie so eben entwickelt, nichts mehr beizufügen habe.

Jetzt erhob sich Giovannina Barbice.

— Ich vermag Isoldens Ansicht nicht zu theilen. Es erscheint mir ein von der Engherzigkeit gewöhnlicher Moral aufgedrungener Gemeinplatz, daß das menschliche Herz, welches eben so sehr der Liebe, als die Blume des sie erfrischenden Morgen- und Abendthau's, des Sonnenscheines eben so gut als des Regens bedarf, den geheimnißvollen Kelch seiner Liebe nicht eben so gut dem Einen wie dem Andern erschließen dürfe. Müßte nicht jede Blume, die ihren Duft nur ausschließlich den Strahlen der Sonne zuwenden möchte, eben so rasch verduften und verblühen, wie jene, die sich einzig und allein nur nach dem erquickenden Balsam des Regens sehnt und in ihm ihren einzigen Trost erblickt! Auch die Liebe bedarf zu ihrer Entwickelung wie zu ihrem Gedeihen mehr als einer Kraft; sie bedarf der Thräne wie des Lächelns, des Regens wie des Sonnenscheines, um sich zur Blüthe zu entfalten. Und aus diesem Grunde glaube ich, daß das menschliche, zu seiner Entfaltung und Entwickelung der Liebe bedürftige

Herz wohl berechtigt sei, mit derselben Sehnsucht dem Phöbus Apollo, wie dem Jupiter Pluvius entgegenzuklopfen und mit gleicher Befriedigung eben so dankbar das perlende Lächeln des Morgenthaues wie die feuchten Thränen des Abendthaues in sich aufzunehmen. Mein Wahlspruch ist und wird es immer bleiben:

Liebe läßt sich nicht erzwingen,
Liebe achtet kein Gebot;
Liebe läßt sich nicht erheucheln,
Heute roth und morgen todt!

Kannst dem Herzen Du gebieten:
Lieb' nur Den und Jenen nicht!
Kannst dem Herzen Du verargen,
Wenn es dann vor Kummer bricht?

Liebe bleibt ein ew'ges Räthsel,
Das so Mancher nicht versteht,
Liebe läßt sich nimmer fesseln,
Liebe kommt und Liebe geht!

Liebe läßt durch nichts sich bannen,
Frei sein ist ihr höchstes Glück!
Lasse ruhig sie gewähren,
Oft kehrt sie von selbst zurück!

Nachdem Giovannina Barbice sich niedergelassen hatte, erhob sich die Dichterin des Parthenicon, Elisabeth Jane Weston.

— Erlaubet mir, sagte sie zu ihrer Vorgängerin, daß ich Eure geistreiche Ansicht verwerfe. Wenn ich auch zugebe, daß die Liebe, wie Ihr und Isolde von Berlichingen sie geschildert habt, die duftige Blüthe des menschlichen Herzens genannt werden darf, so kann ich Euch doch nicht einräumen, daß sie zu ihrer höchsten Entwickelung mehr als einer einzigen Kraft bedarf. Ihr spracht von Regen und Sonnenschein. Aber sind Beide, schärfer in's Auge gefaßt, etwas Anderes als Eines und Dasselbe? Sind nicht Beide nur verschiedene Folgen einer und derselben Ursache? Diese einzige Ursache ist der Himmel. Ist der Aether klar und heiter, dann glänzt die Blume im vollen Sonnenscheine; ist der Aether trüb und umwölkt, dann beugt sie ihr Haupt unter dem Regenschauer. Aber kommt nicht Lächeln und Thräne aus einem und demselben Auge? Und ist der Thau, der sich Morgens niedersenkt, etwas Anderes als Jener, welcher Nachts auf die Blumen herniederträufelt? Aether bleibt Aether, Thau bleibt Thau. Was Giovannina also für zwei verschiedene Kräfte ansieht, ist genau betrachtet nur e i n e Kraft. Aus diesem Grunde theile ich Isoldens Meinung und bin, gleich Ihr, der Ansicht, daß ich mir nur

Einen Himmel, Einen Gott und Eine Liebe zu denken vermag.

— Wir sind begierig, sprach die Kanzlerin über die schwebende Streitfrage die Ansicht unseres eben so geistreichen als anspruchslosen General-Advocaten zu vernehmen.

— O beschämt mich nicht, hohe Kanzlerin! sagte Eva von Lobkowic, sich schüchtern emporrichtend. Drückender als jemals fühle ich in diesem Kreise, daß Jede von Euch mir an Gaben des Geistes wie des Herzens weit überlegen ist, und schon aus diesem Grunde wage ich nur mit Beklommenheit in diesem Areopag des Geistes und der Liebe auch meine schwache Stimme zu erheben. — Jede meiner Vorgängerinnen mag, von dem Standpuncte, von welchem sie die Beantwortung Eurer Frage aufgefaßt, sicher recht haben; dessen ungeachtet vermag ich nur jener Ansicht beizupflichten, die mein Gefühl für die richtige hält. In meinen Augen ist die Liebe keine Blume, denn Blumen blühen und verwelken; Liebe aber, wahre Liebe, welket niemals. Für mich ist die Liebe nichts Irdisches, nichts Vergängliches, wie jede Blume, wäre sie noch so schön und reizend; für mich ist die Liebe etwas Erhabenes, Himmlisches, das alle Blumen der Erde, wie die Erde selbst, über-

dauert und, wenn auch nicht ohne Anfang, doch wenigstens nach meinem Gefühle ohne Ende ist. Und aus diesem Grunde vergleiche ich die Liebe mit der göttlichen Sonne, die das ganze Weltall erwärmt und erleuchtet, beseligt und verklärt. Aber darum eben, weil ich die Liebe mit der unvergänglichen, Jahrtausende durchleuchtenden Allgewalt der Sonne vergleiche, finde ich, daß die Liebe auch dieß mit der Sonne theilt, daß sie nicht für einen Einzelnen, sondern für Alle scheint, die dankerfüllt zu ihr emporblicken, und sie inbrünstig segnen für den Zauber, den sie auf unser ganzes Dasein großmüthig ausströmen läßt. Ein wenn auch noch so winzig kleiner Strahl jener unendlich großen Himmelssonne ist die Liebe, die ich nicht zu einem Einzelnen allein, sondern zu jedem Menschen, der meiner Liebe würdig ist, im Herzen trage, ohne daß ich dadurch eine Sünde gegen die Einheit und Untheilbarkeit der Liebe begehe, wie sie Isolde von Berlichingen zum Gesetz erhebt. Mein Herz liebt alle Menschen mit gleicher ungetheilter Liebe, und warum sollte das, was mir gestattet ist, nicht eben so gut jeder andern Frau wie jedem Manne erlaubt sein? Die Liebe, wie ich sie mir denke, ist nicht das Erbtheil eines Einzelnen, sondern das Gemeingut Aller, die sich dieses Gutes

würdig zeigen und darum nehme ich keinen Anstand, die Frage unserer erhabenen Kanzlerin aus voller Seele mit einem vollen Ja zu beantworten.

— Zwei Stimmen, sagte die Gräfin, haben sich für und zwei gegen meine Frage erklärt. In diesem zweifelhaften Falle räumt mir das Statut die Stimme der Entscheidung ein. Bevor ich sie gebe, bitte ich die erleuchteten Räthe des hier versammelten Parlaments, auch meiner Ansicht ein freundliches Gehör zu schenken. — Der Standpunct, von welchem unser General-Advocat die Beantwortung dieser Frage aufgefaßt hat, weicht zwar gänzlich von jenem der drei frühern Redner ab, bietet aber nichts desto weniger den schlagendsten Beweis gegen die Meinung Derer, die in ihrer Engherzigkeit nur das Recht einer ausschließlich einseitigen Liebe wollen gelten lassen. Letztere Ansicht theile ich durchaus nicht und vindicire für jeden Mann, gleich wie für jede Frau, das gleiche Recht, Jeden zu lieben, der ihnen liebenswerth erscheint, mithin mehr als ausschließlich Einen zu lieben, wenn anders das wahre Gefühl, nicht Ehrgeiz, nicht Eigennutz oder irgend ein anderer, unlauterer Beweggrund, das menschliche Herz antreibt, seine Liebe zwischen Zweien, zu welchen es sich gleich mächtig hingezogen fühlt, gleichmäßig

zu theilen. Jeder Mensch trägt in seinem Innern ein Parlament. Das menschliche Herz hat zwei Kammern, und warum sollte die Eine dieser gesetzgebenden Gewalten nicht berechtigt sein, das was die Andere beschlossen, zu verwerfen oder, umgekehrt, gutzuheißen, was die Andere verworfen hat? Ist es nicht natürlich, daß in jeder der beiden Herzenskammern wie in jedem der Parlamentshäuser ein eigener Sprecher der Leidenschaften, die sie bewegen, den Vorsitz führt? Aus diesem Grunde, glaube ich, hat der Koran jedem Türken das Recht eingeräumt, mehr als eine Frau lieben zu dürfen. Vielleicht gelingt es mir besser durch ein Gedicht als durch eine lange Rede Euch von dem zu überzeugen, was ich davon halte.

Mahomet und seine Frauen
Saßen einst im Götterzelt,
Der Prophet umarmt in Beiden
Seinen Himmel, seine Welt.

Schmollend fragten beide Frauen:
„Sprich, wie kannst Du lieben Zwei?
Prüfe, Abgott, und entscheide,
Wer von uns Dir lieber sei!“

„Ach vergönnt mir, daß ich sage,
Was mein Herz sich oft gedacht,
Du, Ayesha, gleichst dem Tage,
Du, Fatime, gleichst der Nacht.

Eure Liebe, Eure Treue,
Hat so glücklich mich gemacht;
Darum lieb' ich ohne Reue
Frühlingstag und Sommernacht

Seht, zwei Spiegel hat die Seele,
Und zwei Kammern hat das Herz;
In der Einen wohnt die Freude,
In der Andern wohnt der Schmerz.

Was sind Schmerzen ohne Freude?
Was ist Freude ohne Schmerz?
In Euch Beiden liebet Beides
Das getheilte Menschenherz."

Also sprach Mahomet zu seinen Frauen, und Beide waren zufrieden im Besitze des getheilten Herzens, der getheilten Liebe. Ist es nun jedem Bekenner des Korans gestattet, mehr als eine Frau zu lieben, so scheint es auch nicht mehr als billig, daß das Gesetz der Frau dasselbe Recht als dem Manne einräume und auch ihr gestatte, mehr als einen Mann zu lieben. Ihr werdet darauf erwidern, wir sind nicht Bekenner des Korans; wir sind Christen! Aber gebietet nicht auch die christliche Religion: ‚Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst,' und wer kann wohl unserm Herzen näher stehen, als Jener, der uns liebt? Liegt nicht schon im Gesetze der christlichen Nächstenliebe das Recht, mehr als Einen

lieben zu dürfen? Liebe ist eine Tochter der göttlichen Freiheit; Freiheit aber duldet keinen Zwang! Und aus diesen Gründen beantworte ich jene Frage, über die Eure Ansichten getheilt sind, mit einem entscheidenden Ja! Ich bitte den Secretär unseres Gerichtshofes, zu welcher Würde ich hiermit Giovannina Barbice erhebe, die erste Entscheidung desselben zu Papier zu bringen.

— Was soll ich niederschreiben? fragte Giovannina.

— Schreibt, was ich Euch dictiren werde. Die aufgeworfene Frage:

‚Ist es erlaubt dem Manne, mehr als eine Frau, ist es erlaubt der Frau, mehr als einen Mann zu lieben?‘ ist in der ersten Sitzung des Minnehofs auf dem Oujezd zu Prag mit zwei Stimmen gegen Zwei durch die fünfte Stimme der vorsitzenden Kanzlerin bejahend entschieden worden. Gegeben zu Prag am 1. September 1600. — Habt Ihr das niedergeschrieben? fragte Magdalena.

— Ja, Kanzlerin, entgegnete der federgewandte Secretär.

— Dann wollen wir das Protocoll unterzeichnen, sagte die Kanzlerin und geruhte ihren vollen Namen darunter zu schreiben.

Und nach ihr unterzeichnete Giovannina Barbice.

— Ich habe noch eine Bitte, sagte Isolde.

— Was steht zu Diensten? fragte Magdalena.

— Ich bitte um eine Abschrift dieses interessanten Erkenntnisses.

— Wozu? fragten die drei andern Räthe.

— Ich wünsche, mit Erlaubniß des hohen Gerichtshofs, eine Sammlung aller Aussprüche desselben anzulegen.

— Es sei Euch gewährt, sagte die Kanzlerin, sich von ihrem Präsidentenstuhle erhebend. Die Sizzung, meine Damen, ist aufgehoben! — — -

---

Zehntes Capitel.

Isolde von Berlichingen.

Isolde aber konnte es kaum erwarten, die Abschrift jener ersten Entscheidung in Händen zu haben.

Neidisch auf den mächtigen, mit jedem Tage wachsenden Einfluß der Gräfin Magdalena, neidisch auf das Band der Freundschaft, das sich zwischen Magdalenen und Even immer enger und fester schlang, beschloß die intrigante Frau des nicht minder ränke-

süchtigen Burkhard von Berlichingen, im Vereine mit ihrem Gemahle, kein Mittel unversucht zu lassen, um die Freundin des Kaisers in dessen Gunst zu stürzen.

Sie wußte, daß es zur Ausführung dieses heimlich gepflegten Planes vor Allem der Zeit und der Verläumdung bedürfe, um ihre auf dem Gipfel der Macht stehende Feindin zum Sturz zu bringen.

Ihr Gemahl, ein Reichsritter, der seinen Sitz aus Nürnberg nach Böhmen verlegt und das böhmische Incolat erworben hatte, erbittert über die stolze Gräfin, die seine halblauten Liebesseufzer zu ihr überhört, hatte seiner Frau gelobt, durch schlau ersonnene Künste und listig angelegte Verläumdungen aller Art es nach und nach dahin zu bringen, daß der Ruf ihrer gemeinschaftlichen Gegnerin und der Nimbus ihrer Ehrenhaftigkeit binnen Jahresfrist, wie Burkhard von Berlichingen sich auszudrücken beliebte, einen Klex nach dem andern erhalte, daß die Pauke zuletzt ein Loch bekomme.

Isolde umarmte ihren Gatten dafür viel zärtlicher als gewöhnlich.

Nachdem die Abschrift des ersten Protocolls sich in ihren Händen befand, sorgte Burkhard durch Vervielfältigung zahlloser Abschriften, die er bei Hofe

und in der ganzen Stadt heimlich verbreiten ließ, vor Allem dafür, die von der Gräfin in harmloser Weise ausgesprochene Ansicht in falsches Licht zu stellen und so auszulegen, daß Magdalenens guter Ruf ‚den ersten Klex' bekam. Er dichtete auf die ‚kalte unerbittliche Artemisia,' die seiner zudringlichen Huldigung nicht die kleinste Aufmerksamkeit geschenkt hatte, allerhand kleine Spottlieder, die seine Frau mit Melodieen versah und sie dann wie stechende Wespen hinausflattern ließ in alle Kreise der Bevölkerung, um dem Ansehen der Gräfin einen giftgeschwollenen Stich nach dem andern zu versetzen. Der häufig wiederkehrende Platzregen kleiner boshafter Bonmots höhlt zuletzt auch den festesten Stein aus, und so geschah es, daß durch die kleinen raffinirten Verläumdungen des sich vollkommen würdigen Ehepaares der bis dahin unbescholtene Name der Gräfin nach und nach ein Gegenstand des allgemeinen Spottes ward, ohne daß sie es Anfangs ahnen konnte, wer der Urheber des Schwarmes jener tausend kleinen Spottfliegen sei, die ihr Ohr und endlich auch das des Kaisers umschwirrten und umsummten so lange, bis endlich, nach Jahr und Tag, Burkhard's Prophezeihung mehr und mehr in Erfüllung ging.

„Die Pauke hatte ein Loch bekommen!"

Eilftes Capitel.

Drei Todesfälle.

So war das Jahr 1601 herangekommen.

Im Laufe dieses Jahres büßte Kaiser Rudolph drei seiner Räthe ein. In der Mitte Septembers erkrankte der kaiserliche Leibarzt Christoph Guarinonius.

Der Doctor elixirabilis, nicht wenig eitel auf den Titel, der ihm vor fünfzehn Monaten vom Kaiser ertheilt worden war, hatte lange vor seiner Erkrankung sich damit beschäftigt, die Ehrennamen all jener berühmten Leute zusammenzustellen, die im Phalanx der Scholastiker durch besondere Doctortitel geehrt worden sind.

Wir geben hier die alphabetisch geordnete Liste, wie wir sie in den nachgelassenen Handschriften Guarinons, in deren Besitz uns, schon vor Jahren, ein günstiger Zufall gesetzt, vorgefunden haben:

Thomas von Aquino	hieß	Doctor angelicus,
Gregorius v. Rimini	„	Doctor authenticus,
Johann Gerson	„	Doctor christianissimus,
Anton Andrean	„	Doctor dulcifluus,
Petrus Oriolus	„	Doctor facundus,

Wilhelm Varro	hieß	Doctor fundatus,
Romanus Aegidius	„	Doctor fundatissimus,
Franciscus Mayronis	„	Doctor illuminatus,
Alexander von Sales	„	Doctor irrefragibilis,
Der heil. Bernhard	„	Doctor mellifluus,
Roger Baco	„	Doctor mirabilis,
Joseph Bassolis	„	Doctor ordinantissimus,
Walter Burleigh	„	Doctor planus et perspicuus,
Thomas Bradwardin	„	Doctor profundus,
Durand de Saint-Porcain	„	Doctor resolutissimus,
Bonaventura	„	Doctor seraphicus,
Wilhelm Occam	„	Doctor singularis,
Henrik Goethals	„	Doctor solemnis und
Duns Scotus	„	Doctor subtilis. *)

Gleichsam um die Zahl dieser neunzehn Männer rund und voll zu machen, hatte Kaiser Rudolph, wie uns bereits bekannt, seinen überaus eiteln, titel- und auszeichnungssüchtigen Leibarzt mehr aus harmloser Ironie als in wirklicher Anerkennung zum Doctor elixirabilis ernannt.

*) Guarinonius hat in seiner Liste einen der ausgezeichnetsten Doctoren vergessen: wir meinen Alanus von Ryssel, der als scholastischer Philosoph den Ehrentitel Doctor universalis erhielt.

Noch während seines Krankenlagers hatte sich der Entdecker des mäuseschwanzähnlichen Pulsschlages, eifriger als je, mit der Vollendung des von ihm aufgestellten Systems beschäftigt und über zweihundert zwanzig verschiedenartige Pulsrhythmen genau classificirt und mit gelehrter Weitschweifigkeit definirt, als das boshafte Schicksal ihm den allerdings unverzeihlichen Possen spielte, ihn inmitten seiner hochgelehrten Pulsstudien aus der Reihe der Lebenden abzurufen, und ihn in die grausame Nothwendigkeit zu versetzen, die Ausführung seines Systems einem seiner spätern Nachfolger überlassen zu müssen.*)

Es war ein sehr herber Schlag für die gelehrte Eitelkeit dieses Mannes, der sich erst fünfzehn Monate zuvor dem Kaiser gegenüber gerühmt hatte, gar nicht sterben, sondern mit Hilfe des ihm von

*) Die Idee des Dr. Guarinonius wurde vierzig Jahre später von dem Tübinger Arzte Samuel Hafenreffer aufgegriffen. Letzterer schrieb ein ganzes Buch darüber, das u. d. T. „Monochordon symbolico-biomanticum, abstrusissimam pulsuum doctrinam ex harmoniis musicis demonstrans" im Jahre 1640 an's Licht trat und seit langer Zeit zu den vielgesuchtesten Seltenheiten jedes Bibliophilen gehört.

dem Muttergottesbilde zu Loreto eingegebenen Elixirs in Fülle der Gesundheit den Untergang der Welt und das Gericht des jüngsten Tages ruhig abwarten zu wollen; es war traurig und niederschlagend für diesen Mann, schon jetzt in einem Alter von kaum achtzig Jahren, trotz seines vielgepriesenen Lebenstranks, so gut wie jeder andere Sterbliche in's Gras beißen, so gut wie der elendeste Quecksalber Prags sterben zu müssen. Die vereitelte Selbsttäuschung, mindestens hundert Jahre alt zu werden, schien ihn in der letzten Stunde seines irdischen Daseins mehr zu schmerzen, als das Herannahen des Todes, dem er — der Wahrheit die Ehre! — mit stoischer Ruhe und stolzer Verachtung in's Auge sah.

— Trotzdem, Meister Tod, stirbt ein Mann meines Geistes, meines Ruhmes, meines Wissens nicht. Non est mortale quod opto! rief er wenige Augenblicke vor seinem Ende und starb im vollsten Bewußtsein und mit der ganzen Ruhe eines griechischen Weltweisen, neugierig wie jener Isidorus von Sevilla in seiner ‚Comoedia humana' zu erfahren, ob hinter seinem Leben ein Punctum oder Semicolon folge, ob der Tod das Ende oder der Anfang eines neuen Lebens sei. Er schien das Letztere zu glauben. Jenseits aber bedarf der menschliche

Geist zum Fortleben freilich nicht seines Elixirs. Die geheimnißvolle Zubereitung desselben hinterließ er seinem einzigen Sohne, in dessen Armen er lächelnd in's Jenseits hinüberschlummerte.

Das letzte Wort das sich den Lippen des Sterbenden entrungen hatte, war — Mäuseschwanz. Ein Beweis, daß die Seele noch im Augenblicke des Scheidens aus der irdischen Hülle sich mit seinem Pulssysteme beschäftigt hatte.

Diese irdische Hülle ward ohne große Feierlichkeit im Sanct-Veitsdome auf dem Hradschin beigesetzt.

Ueber seiner Gruft erhebt sich noch heutzutage ein schönes Marmordenkmal, worauf er in Lebensgröße und ganzer Figur abgemeißelt ist.

Sein Sohn und einziger Erbe des Elixirs, Hippolytus Guarinonius, (geboren zu Hall im Innthal, in Prag erzogen und ausgebildet) erwarb sich durch den Verkauf der Lebenstinktur seines Vaters einen ziemlich beträchtlichen Reichthum, wäre aber trotz seines vielen Geldes, wie mancher Reiche, schon längst verschollen, hätte er sich nicht in spätern Jahren seines Lebens vor Allem durch ein interessantes Buch ‚Grewel der Verwüstung des menschlichen Geschlechts' bekannt gemacht.

Er erfüllte in diesem Werke ein Gelübde des Vaters, indem er es der heiligen Jungfrau Maria zuzueignen beschloß. —

Als Kaiser Rudolph das Ableben seines Leibarztes erfahren hatte, sagte er zu seinem Kammerdiener und Hofpoeten de Delle:

— Du mußt ihm eine Grabschrift dichten!

Und das geschah denn auch wirklich. Mardochäus dichtete die beiden Knittelverse:

‚Allhier ruht in Gottes Hand
Ein Mann, der zu klappern verstand.‘

Vier Wochen später erkrankte der kaiserliche Rath und Hofastronom Tycho de Brahe.

Der kaiserliche Hofrath Ehrenfried von Minkwic hatte, am 13. October vom Peter Wok von Rosenberg zu Tisch geladen, seinen berühmten Freund mitgebracht.

Nachdem Tycho de Brahe an der Rosenberg'schen Tafel zwischen dem Herrn des Hauses und dem böhmischen Edelmanne, der ihn mitgebracht, Platz genommen und den ersten Löffel Suppe zum Munde geführt hatte, konnte der alte eingefressene Aberglaube des dänischen Gelehrten nicht umhin, mit den Augen, während sein Mund die Suppe verschlang,

die bunte Reihe der Gäste zu zählen. Der Löffel entsank seiner zitternden Hand, als er zu seinem Schreck die Entdeckung machte, daß es ihrer — zur Vorsicht zum zweiten und zum dritten Male gezählt — gerade Dreizehn waren.

— Mich trifft der Schlag! rief er so laut, daß seine beiden Tischnachbarn es hören mußten.

— Was ist Euch zugestoßen, mein Freund? fragte der von Minkwic.

— Was habt Ihr, kaiserlicher Rath? fragte Rosenberg.

— Ach, meine Herren, stöhnte der gelehrte Sternseher, ich habe eine traurige Entdeckung gemacht . . .

— Am Himmel? fragte der Herr des Hauses.

— Nein, nein, hier an Eurer Tafel! Mit Einem Schlage habe ich Alles verloren: Hunger und Durst, Laune und Fröhlichkeit, Lebensmuth und . . .

— Doch nicht gar Eure silberne Nase? fragte Ehrenfried von Minkwic.

— Bekümmert Euch nicht um meine Nase, erwiderte Tyge ziemlich ärgerlich: das, was ich hier verloren habe, ist schlimmer als meine Nasenspitze, die Euch durchaus nichts angeht.

— Mein Gott, was ist Euch? fragte Rosenberg.

— Ich habe meinen ganzen Appetit verloren!

— Aber warum? fragten beide Nachbarn zugleich.

— Ich habe aus alter Angewohnheit die Gäste gezählt und zu meinem tiefsten Schreck wahrgenommen, daß die Zahl derselben gerade Dreizehn beträgt. Ich lese in den Sternen, daß dieser heillose Schreck, der mir wie ein kalter Brand in alle Gliedmaaßen geschlagen ist, mein Tod sein wird. Ich lese in den Sternen, daß ich in längstens vierzehn Tagen ein Kind des Todes bin.

— Laßt Euch nicht auslachen, lieber Freund, sagte Ehrenfried von Minkwic. Schämt Euch lieber vor Euch selbst! Wie kann ein so grundgelehrter Mann, ein so grundgescheidter Philosoph, so abergläubisch und so furchtsam wie ein altes Weib oder verliebtes Mägdelein sein!

— O weh, mein Bauch! schrie Brahe.

— Beruhigt Euch, kaiserlicher Rath! ermuthigte ihn Herr von Rosenberg. Ich sage Euch, wir sind nicht Dreizehn, sondern, genau gezählt, Vierzehn bei Tische.

Tycho begann von Neuem zu zählen.

— Ich bringe nur Dreizehn heraus!

— Ihr irrt Euch, mein großer Rechner, sagte der Hausherr und lehnte sich zu dem Ohre seines Nachbars hinüber, um ihm leise den Trost zuzuflüstern: Den vierzehnten Gast, den Ihr freilich noch nicht sehen könnt, trägt meine schmucke Nichte Zriny, welche Euch gegenüber sitzt, seit sechs Monaten unter ihrem Herzen.

Brahe aber wollte es nicht glauben.

— Fragt sie selbst, lachte der Hauswirth.

— Gnädigste Frau, stammelte der angstgepeinigte Prophet zu seinem reizenden Vis-à-vis, ist es wirklich wahr, daß die Welt auf den Zuwachs eines neuen Staatsbürgers zählen darf?

— Was wollt Ihr damit sagen? fragte die Gräfin Zriny ziemlich verlegen.

— Ich will damit gefragt haben, ob Ihr Euch zur Freude Eures Gemahles (er hielt sich dabei seine silberne Nasenspitze, die aus lauter Schreck ihre sichere Position eingebüßt zu haben schien) wirklich in jenem Zustande befindet, von dem sich mit einiger Gewißheit voraussehen läßt, daß die Zahl Eurer jungen Knospen sich um wenigstens Eine vermehren wird?

— Allerdings verhält sich's so, sagte die Frau von Zriny durch diese etwas dreiste Frage sehr in Verlegenheit gebracht.

— Verzeiht mir, edle Gräfin, entschuldigte sich Brahe. Ihr macht mich, gerade mich, durch Enthüllung dieses zarten Familiengeheimnisses zum Glücklichsten aller Unglücklichen!

— Ihr sprecht in Räthseln, entgegnete Frau von Zriny.

— Sogleich sollt Ihr die Auflösung erfahren. Ich bin sehr abergläubisch, gnädige Frau. Ich zählte kurz vorher dreizehn Gäste. Der Bissen blieb mir im Munde. Da geruhte Euer edler Oheim, zu meiner Beruhigung, mir huldreich anzuvertrauen, daß — obgleich unsichtbar — sich ein vierzehnter Gast bei Tisch befindet. Gestattet mir, holde Gräfin, daß ich den ersten Glückwunsch auf den zukünftigen Stolz seiner erhabenen Eltern ausbringe: Geruhet mit mir anzustoßen auf das Wohl des noch ungeborenen Kroatenhelden. Es lebe hoch Graf Zriny der Vierzehnte!

— Verzeiht, kaiserlicher Rath, sagte der glückliche Oheim, mit ihm freundlich anstoßend, daß ich Euren Lebehochruf berichtige! Wird's ein Knabe, dann ist's der Sechste, und wird's ein Mädchen, dann ist's das Siebente, jedenfalls also ist der zukünftige Sproß erst der Dreizehnte! —

— In meinen Augen aber bleibt er, gleichviel

ob er generis masculini oder generis feminini ist, doch der Vierzehnte, und wenn Ihr nichts einzuwenden habt, so gestattet, Falls dieser Vierzehnte ein Knabe ist, daß Ritter Brahe sich ungebeten auf die Liste seiner Taufpathen schreiben darf.

— Angenommen! sagte Herr von Rosenberg.

Der kaiserliche Rath, der wieder ganz beruhigt schien, begann nun nach alter Gewohnheit tüchtig zu essen und noch tüchtiger zu trinken. Er ließ keine einzige Schüssel vorübergehen: er griff tapfer zu, und ließ sich ein Gerücht besser als das Andere behagen.

Beim Nachtische verschlang er fast eine halbe Melone und beging die Unvorsichtigkeit, statt des Weines, dessen er bereits genug genossen zu haben schien, ein Paar Gläser Wasser zu trinken, um seinen ungewöhnlich großen Durst zu kühlen. Und so geschah es, daß Tycho de Brahe in Folge des heillosen Schrecks, des vielen Essens und Trinkens und namentlich in Folge des unmäßigen Melonengenußes mit obligater Wasserbegleitung und der hinzugetretenen Schamhaftigkeit seines Anstandsgefühles krank und leidend nach Hause kam.

Erst am dritten Tage, als er fühlte, daß seine Schmerzen immer heftiger zu werden begannen, ließ er den kaiserlichen Leibarzt Anselmus Boethius rufen.

Dieser erkannte sogleich, daß seine Hilfe zu spät komme.

— Ihr hättet mich früher rufen sollen! sagte der Niederländer.

— So sprechen alle Aerzte, entgegnete der Däne, wenn sie uns nicht mehr zu helfen wissen. Hätte ich ahnen können, daß mein Zustand gefährlich sei, dann würde ich Euch gleich in der ersten Nacht haben rufen lassen.

— Das wäre freilich viel klüger gewesen, entgegnete der Arzt.

— Geht, geht, Ihr wüßt Alle nichts! Schade, daß unser Einer nicht nebenbei auch gründlich Medicin studirt hat. Vielleicht stände es besser um Euer Wissen, das so ziemlich noch auf derselben Stufe steht, als es, vor Jahrtausenden, zu den Zeiten Hippokratis und Galeni gestanden hat.

— All' unser Wissen ist eitele Hypothese! bekannte der ehrliche Aesculap von Brügge. Unser ganzes Wissen ist eitles Stückwerk!

— Nur nicht das Unserige, die Astronomie! Sie, die auf Stunde und Minute eine Mond- oder Sonnenfinsterniß vorauszubestimmen weiß, ist keine bloße Hypothese, sondern Gewißheit, Wahrheit,

Thatsache, und darum preise ich den Zufall, der mich Astronom und nicht Medicus werden ließ.

— Wohl Jedem, der soviel wie Ihr das menschliche Wissen erweitert und bereichert hat.

— Ihr habt nicht Unrecht, lieber Freund! Ne frustra vixisse videar! Ich scheine nicht vergebens gelebt zu haben.

— Dieß Zeugniß, Ritter, wird Euch Jeder geben, der da weiß, wie unsterblich die großen Dienste sind, die Ihr jener Wissenschaft geleistet habt, welche Euch in Anerkennung jener zum Fürsten der Astronomie ernannt hat.

Am Abende des 23. October sagte Brahe zu seiner Frau und seiner ältesten Tochter Magdalena, die tief betrübt an seinem Krankenlager saßen:

— Ich kann Dir und Deinen armen Kindern nichts als etwas Ruf und einige meiner astronomischen Instrumente hinterlassen. Auf Erstern leiht Euch, sobald ich meine müden Augen zugedrückt habe, kein Prager Jude, und wäre er Großmuth und Bewunderung selbst, einen rothen Kreuzer; suche also wenigstens die Letztern, und besonders meine große Himmelskugel und meinen Sextanten, so gut als möglich zu verwerthen. Beide sind zwar nur von Messing und dennoch haben sie mehr Werth als

mancher elende Goldklumpen. Biete Deine Instrumente zuerst dem Kaiser an, aber rechne, wenn ich todt bin, nicht auf allzugroße Dankbarkeit! Nur die Lebenden haben Recht; die Todten aber vergißt man leicht: Doch grämt Euch darum nicht! Der alte Gott, an dessen Dasein ich nie gezweifelt, wird Euch unter die Flügel seines Schutzes nehmen und den Namen Brahe, der besser als Millionen Andere die Wunder seines gestirnten Thronhimmels erkannt und durchschaut hat, gewiß nicht zu Schanden werden lassen. Diese Ueberzeugung, meine Alte, tröstet mich! Mutter Christine wird für ihre Kinder sorgen, und Du, Magdalene, und Deine fünf anderen Geschwister, Ihr werdet nach meinem Tode den ganzen Schatz Eurer kindlichen Liebe, Eures kindlichen Gehorsams, auf die beste und zärtlichste aller Mütter übertragen.

— Das gelobe ich Dir, guter Vater, im Namen meiner Brüder und Schwestern, sagte Magdalena, seine Hand dankbar an ihre Lippen pressend und sie mit Thränen benetzend, die den hellen Spiegel ihrer reinen Seele verhüllten.

— Nun bin ich gefaßt und ruhig! sagte Brahe, seine Tochter segnend. Jetzt noch ein Wort zu Dir, Christine! Meine Feinde haben Dich schwer verläumdet. Vergieb, wie ich ihnen vergebe! Zu allen Zeiten

hat der Neid der bösen Welt Alles, was höher als sie selber steht, zu sich in den Staub zu zerren versucht. Nicht immer ist ihm das gelungen. Ich hoffe zu Gott dem Gerechten, daß die boshafte, neiderfüllte und gehäßige Verläumdung auch an der Rüstung Deines tugendhaften Lebenswandels, an dem Harnische Deines edeln Charakters, machtlos zerschellen wird. — Sollte ich je im Leben durch ein rauhes liebloses Wort Dich unverdient gekränkt haben, dann vergieb es mir, Christine, und denke, wenn ich todt sein werde, ohne Groll an Deinen alten Tyge, der Dich wahr und aufrichtig ohne Eigennutz, ohne Nebenrücksicht innig geliebt und mehr als jedes andere Weib verehrt hat.

— Ich werde Dich niemals, niemals vergessen, gelobte die Bäuerin Christine, deren tiefgefühlter Schmerz sie, mehr als Stammbaum und Wappen der stolzesten Frau, zum höchsten Adel, zum Adel der Seele, erhob.

Sie küßte die Stirn des geliebten Gatten und wachte wie ein treuer Hund auch die letzte Nacht, wie jede der fünf vorhergegangenen, an seinem Krankenlager. Sie pflegte und tröstete ihn mit der ganzen Liebe, deren eine so einfache, schöne und große Seele, wie die ihrige, fähig war.

Am Morgen des folgenden Tages sagte Tycho zu Anselm de Boodt:

— Ich fühle, daß es mit mir mehr und mehr zu Ende geht. Ich sterbe wie Papst Julius II., wie Kaiser Maximilian I. und der Sieger von Raab, Graf Niklas Palfy, im Folge jenes übermäßigen Genußes von Melonen, auf welche ich Wasser getrunken; ich sterbe an den Folgen des Schrecks, den mein Aberglaube mir bei der Tafel Rosenbergs in den Magen gejagt; ich sterbe aus eigener Unvorsichtigkeit!

— Ein Mann Eures Namens stirbt niemals! tröstete der Arzt. Euer Geist schwingt sich zum Himmel auf, um dort in nächster Nähe den geheimnißvollen Lauf der Weltordnung, die Bewegung des Sternenmeeres zu beobachten.

— Und darauf freue ich mich! sagte Tycho de Brahe, dessen brechendes Auge begierig war, die Wunder des Himmels zu schauen, mit welchen sein Geist schon hier auf Erden sich so innig befreundet und vertraut gemacht.

Er starb am 24. October 1601 im ehemaligen Hause des Vice-Kanzlers Jacob Khurtz von Senfftenau in einem Alter von sechszig Jahren.

Er hinterließ eine Witwe mit sechs Kindern.

Zwei andere waren vor ihm gestorben. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In demselben Jahre, in welchem zu Prag der Mann mit der silbernen Nase zu seinen Vätern versammelt wurde, war, acht Monate vor ihm, zu Kopenhagen der erbittertste seiner Gegner, der Mann mit der gebissenen Wade, der ehemalige Rentmeister und spätere Reichsrath Christoph von Walckendorf — am 4. Februar — gestorben.

Der Name dieses Mannes ist verschollen. Aber Tycho de Brahe's Name glänzt noch heute, nach zweihundertfünfundfünfzig Jahren und wird noch nach eben so vielen Jahrhunderten und Jahrtausenden, ja bis an's Ende der Welt, fortglänzen als ein Stern erster Größe, als Sirius unter den Sternkundigen aller Zeiten und Nationen, als princeps astronomorum omnium saeculorum, wie ihn mit vollstem Rechte der erste seiner Lebensbeschreiber, der Franzose Pierre Gassendi, genannt hat.

Das Gerücht aber, daß er eine oder gar mehrere seiner Nasen dem Könige Christian IV. von Dänemark vermacht haben soll, ist ein Märchen, das die Manen des großen unsterblichen Dänen dem Spotte seiner undankbaren Zeitgenossen eben so gern wie manche andere auf Kosten seiner beneideten

Größe in Umlauf gesetzte Fabel großmüthig vergeben werden. —

Tycho de Brahe's Grabschrift, von der im nächstfolgenden Capitel die Rede sein wird, ward, auf Befehl Rudolphs, von dem kaiserlichen Historiographen Jacques Typot in lateinischer Sprache verfaßt.

Dieser Mann überlebte ihn nur wenige Wochen.

Gegen Ende des folgenden Monats starb auch der „geköpfte Niederländer,' ohne die Geschichte Kaiser Rudolphs vollendet oder, richtiger gesagt, ohne sie angefangen zu haben.

Es hat den Anschein, als habe der Diester Historiograph mit der Abfassung dieser ihm aufgetragenen Arbeit absichtlich und aus politischer Vorsicht bis zu seinem Tode gezögert, um, wollte er anders seinem Freimuthe getreu bleiben, sich nicht zum zweiten Male der Gefahr auszusetzen, seinen wackelnden Kopf noch einmal zum Schaffot verurtheilt zu sehen.

Er starb, ohne die Vollendung des zweiten Bandes des von ihm begonnenen Prachtwerks ‚Symbola divina et humana' zu erleben.

Der zweite Theil dieser gelehrten Arbeit erschien erst im folgenden Jahre unter den Auspicien des

Kupferstechers Gilles Sadeler und der Mitwirkung des Doctor Johannes Jessenius, der zu den letzten Bildern oder Emblemen des zweiten Bandes den erklärenden Commentar und außerdem die lateinische Lobschrift des Verstorbenen schrieb, die dem zweiten Theile vorgedruckt, in kurzen, aber scharfen Umrissen das vielbewegte, abenteuerliche und durchaus nicht uninteressante Leben jenes Mannes schildert, der, seitdem ziemlich vergessen, Gott weiß in welchem Kirchenwinkel der Hauptstadt Böhmens den ‚ewigen Schlaf schläft.‘

De mortuis nil nisi bene! sagt das Sprichwort, und aus diesem Grunde werfen wir einen Schleier über das Leben dieses zu seiner Zeit so hoch berühmten Mannes, der wohl einen Biographen verdient, welcher die verschollenen Verdienste dieses Gelehrten nach so langer Zeit aus dem Staube der Vergessenheit hervorzieht und sie von Neuem auffrischt in der Erinnerung der undankbaren Nachwelt.

In den letzten vier Monaten des Jahres starben also in den Ringmauern Prags drei hochverdiente Ausländer: der Italiener Christoph Guarinonius, der Däne Tycho de Brahe und der Niederländer Jacob Typotius.

— Requiescant in pace! ruft die Muse der

Geschichte, die diese drei Namen mit diamantenem Griffel in die Asbestblätter der Wissenschaften, deren Vertreter sie gewesen sind, dankbar eingegraben hat.

Zwölftes Capitel.

Leichenbegängniß und Beisetzung Tycho de Brahe's.

Das Begräbniß des großen Dänen, das am 4. November 1601 stattfand, war eines der schönsten, großartigsten und ergreifendsten, deren sich Prag während der ganzen Regierungszeit Kaiser Rudolphs erinnern konnte.

Der unabsehbare Leichenzug, dem sich alle Beamteten des Hofes, alle Mitglieder des Carolinums und Clementinums und ein zahlloses Gefolge aus allen Ständen der drei Städte Prag angeschlossen hatten, bewegte sich in feierlicher Langsamkeit vom Hradschin herab in die Hauptkirche der Altstadt, in die Tein- oder Unserer Lieben Frau Himmelfahrts-Kirche. Der Zug währte zwei volle Stunden.

Der Sarg war mit schwarzem Sammet überzogen. Auf diesem Sammet waren die Namen

und vergoldeten Wappen sämmtlicher Ahnen Tycho de Brahe's eingestickt.

Die Unzahl der großen brennenden Wachskerzen, die dem Sarge vorangetragen wurden, waren gleichfalls mit den in Miniature ausgeführten Wappen des Brahe'schen Geschlechtsregisters geziert.

Dicht vor der Leiche ward von einem in Trauerfarben gehüllten Herolde eine große, weithinflatternde, schwarze Damastfahne getragen, worauf Tycho's Wappen, Namen und Titel prächtig mit Gold eingestickt waren.

Hinter dieser Fahne folgte Tycho's Leibroß, das, mit einer schwarzen Sammetdecke überzogen, auf dem sein goldgesticktes Wappen erglänzte, von einem seiner Diener an dem mit Trauerflor umhüllten Zügel geführt ward.

Hinter dem Pferde wurde von einem zweiten Trauerherolde eine zweite schwarze Atlasfahne, geschmückt mit Tycho's Sinnspruch: „Esse potius, quam haberi" (Besser sein als scheinen), getragen.

Dieser Fahne folgte ein zweites Pferd, das mit einer schwarzen Decke von englischem Tuche behangen, eine der drei weißen Schimmelstuten, das Lieblingsroß des Kaiser Rudolphs, früher Clelia und später Westonia umgetauft, von zwei kaiserlichen

Hoftrabanten an der vergoldeten Candare stolz einhergeführt wurde.

Dem Roße des Kaisers folgte ein dritter Herold, der auf einem schwarzen, mit großen Silberfranzen besetzten Sammetkissen das vergoldete Rappier und den vergoldeten Dolch des Verstorbenen, als Zeichen seiner Ritterwürde, trug.

Dem dritten Herolde folgte ein Vierter, der den vergoldeten, mit schwarzem Sammet überkleideten und mit goldenen Schnüren besetzten Helm trug, geschmückt mit buntfarbigen Federn, ganz wie seine Ahnen sie getragen hatten.

Dem vierten folgte ein fünfter Herold, der auf einem schwarzseidenen Kissen Brahe's vergoldetes Sporenpaar trug.

Dann folgte ein Sechster, der das mit Tycho's Wappen geschmückte Schild trug.

Nach diesem Schilde folgte der Sarg, welcher von zwölf kaiserlichen Trabanten, Sproßen aus dem ältesten Adel Böhmens und des deutschen Reiches, auf den Schultern getragen ward.

Dicht hinter der Leiche folgte Brahe's jüngster Sohn*) zwischen dem schwedischen Reichsgrafen

---

*) Sein ältester Sohn, Tycho de Brahe der Jüngere, sowie

Brahe*) und dem kaiserlichen Hofrathe Ehrenfried von Minkwic, alle Drei in langen Trauerkleidern mit weißen, reichgestickten Halskrausen.

Diesen Drei folgten die Räthe, Kammerherren und die anderen hohen Beamteten des kaiserlichen Hofstaates und unter diesen der Oberstkämmerer Carl von Liechtenstein und der Obersthofmarschall Leonhard Freiherr von Harrach. In dieser Abtheilung des Zuges gewahrte man auch den Oberstlandrichter Adam von Sternberg und den kaiserlichen Appellationsrath Wenzel Budowec von Budowa.

Diesen folgten Tycho de Brahe's Studenten und Diener in langen Trauerkleidern. Unter der Zahl der Erstern befand sich auch Johannes Barvitius, der Geheimschreiber des Kaisers, der an der Seite Johannes Keplers ging, die Beide sich eine Ehre daraus machten, sich der Zahl seiner Schüler anzureihen.

---

sein Schwiegersohn Franz Tengnagel waren verreist, und konnten dem Leichenzuge nicht beiwohnen.

*) Erich Brahe, Graf zu Wissingsburg, Rath des Königs von Polen und Gesandter am Prager Hoflager, war Tycho de Brahe's guter Freund und der beständige Gefährte der letzten Lebensstunden des großen Dänen.

Diesen Jüngern des großen Apostels der Astronomie folgte seine Hausfrau, die treue, einfache, und doch so edle Bäuerin Christina zwischen zwei alten Hofräthen des Kaisers.

Der trauernden Mutter folgten ihre drei Töchter Magdalena, Elisabeth und Cäcilia. Jede derselben ward von zwei Beamteten der Krone geführt. Magdalena, die, gleich nach dem Tode ihres Vaters das Gelübde gethan hatte, der Mutter zu Liebe ledig und immer bei ihr zu bleiben, ging zwischen Philipp da Monte, dem kaiserlichen Hof-Capellmeister, und dem kaiserlichen Gemmenschneider Jobst von Brüssel; Elisabeth, die seit dem April dieses Jahres die Gemahlin des kaiserlichen Rathes Franz Tengnagel war, zwischen dem Hofmaler Johann von Aachen und dem Hofkupferstecher, Gilles Sadeler; die Jüngste endlich zwischen dem ehemaligen Hauptmann von Pürglitz und dem nunmehrigen Anführer der kaiserlichen Hoftrabanten und dem kaiserlichen Appellationsrath und Vorsteher der Bergwerke zu Joachimsthal, jenem alten und geschwätzigen Johannes Majus, der nach, dem bewußten Brieffragmente der Gräfin Magdalena, eben so unschuldig an der verderblichen Erfindung des Schießpulvers, als die junge, nicht minder geschwätzige und hyper-

naive Cäcilie an der Eroberung von Troja oder an der Entdeckung von Amerika war.

Den drei Töchtern folgte die leere Staatskutsche der Gräfin Maria Magdalena und eine Unzahl stattlicher Frauen und Jungfrauen aus den höchsten Ständen des Adels und der Bürgerschaft. Unter Letztern gewahrte man Eva von Lobkowic in tiefster Trauer an der Seite der Muse Albions, Elisabeth Weston.

Den Frauen folgten die Professoren der Universität, unter welchen der Rector magnificus, Johann Adam Bystřický von Bochow, Adam Ritter Zalužansky von Zalužan und Professor Doctor Johannes Jessenius Ritter von Jessenský sich befanden.

Dann folgte ein langer endloser Zug von Bürgern aus allen Klassen. An der Spitze derselben ragten die drei Bürgermeister der Altstadt, Neustadt und Kleinseite hervor.

Die Stühle in der Kirche, in welcher außer Tycho de Brahe's Ehefrau, ihrem jüngsten Sohne und ihren drei Töchtern, aus hoher Achtung für den Todten, der hier dem Schooße der mütterlichen Erde übergeben ward, sich Niemand zu setzen wagte, waren mit schwarzem englischen Tuche überzogen.

Die Kirche war so überfüllt von Grafen, Grä-

finnen und andern Adeligen beiderlei Geschlechts, daß Viele, die keinen Platz im Innern der Kirche gefunden, alle Eingänge umlagerten.

Ueber der Leiche ward von dem Professor Dr. Johannes Jessenius eine lateinische Rede gehalten, durch welche die ganze Zuhörerschaft mit Bewunderung für die großen Verdienste des Verstorbenen, wie für die hohen Gaben der Beredtsamkeit seines ihn überlebenden Freundes erfüllt ward.*)

Auf dem Sarge, in welchem Tycho de Brahe in ritterlicher Tracht, vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischt, hineingelegt worden war, lagen sein Schwert, sein Helm, sein Schild und seine Sporen.

Unter mehreren lateinischen Inschriften, die am Sarge angebracht waren, las man auch Folgende:

Post vitam funus, rursum post funera vita.
Nascendo morimur
Moriendo vivimus.**)

---

*) Diese Leichenrede ward u. d. T. Oratio funebris de vita et morte Tychonis Braheii 1601, zuerst in Prag gedruckt, dann in Hamburg und 1655 im Haag neu aufgelegt.

**) Nach dem Leben folgt das Begräbniß, nach dem Begräbniß neues Leben.

Nachdem die Leichenbestattung zu Ende war, wurden die ritterlichen Ehrenzeichen, Fahnen, Schwert, Helm, Schild, Rappier, Dolch und Sporn über sein Grab aufgehängt.

Der Sarg selbst ward in der Nähe des Hauptaltares am ersten Pfeiler, links vom Eingange in die Kirche, in die Erde gesenkt. *)

An diesem Pfeiler errichteten Tycho de Brahe's Kinder, nachdem ihre Mutter Christina im Jahre 1604 in die Gruft des Gatten nachgefolgt war, ein prachtvolles Grabmal von schwarzbraunem Marmor, welches noch heutigen Tages dort zu sehen ist.

Auf der obersten Tafel erblickt man das adelige in vier Felder getheilte Wappen Tycho de Brahe's. Ueber dem Wappen prangt sein Sinnspruch: Esse potius quam haberi.

Mitten auf der Tafel sieht man eine ziemlich lange lateinische Grabschrift, die bald nach dessen Ableben der kaiserliche Historiograph Jacques Typot angefertigt hatte.

Unten am Piedestale liest man den Tycho-

Geboren, sterben wir;
Sterbend werden wir neu geboren.

*) In derselben Kirche ruhen noch zwei andere Dänen: Frederik Rosenkranz und Christoph Ljunge.

nischen Denkspruch: Non fasces, nec opes, sola artis sceptra perennant. *)

Auf der untersten Tafel erblickt man Tycho de Brahe's Bildniß lebensgroß in Marmor ausgehauen. Er steht geharnischt, die Rechte auf einer Weltkugel, die Linke auf dem Schwertgriff ruhend. Unten am rechten Fuße sieht man sein Wappen und das seiner vier nächsten Vorfahren; am rechten Fuße steht sein mit Federn geschmückter Helm.

An der äußern Einfassung liest man folgende Inschrift: Anno Domini M. DC. I. die XXIV. Octobris obiit illustris et generosus dominus Tycho Brahe, Dominus in Knudstrup et Praeses Uraniburgi, et Sacrae Caesareae Majestatis Consiliarii, cujus ossa requiescant.

Hier wollen wir ihn ruhen lassen.

Dreizehntes Capitel.

Die Göttin der Verläumdung.

Der Minnehof auf dem Oujezd hatte sich unter dem Vorsitze seiner Gründerin und beständigen Kanz-

*) Nicht Reichthum und Schätze, nur die Scepter der Kunst überdauern Alles.

lerin seit dem 1. September 1600 bis zum 1. September 1602 schon vierundzwanzig Mal versammelt, und seit jener Zeit eben so viele Entscheidungen gefaßt. Im Laufe dieser zwei Jahre war die Zahl der Mitglieder des Parlaments von vier auf zweiunddreißig angewachsen und unter diesen befand sich Anna von Sternberg, Tochter des Oberstlandrichters, die durch Stimmenmehrheit zur Vice-Kanzlerin dieses Gerichtshofes der Liebe ernannt worden war.

Während dieser Zeit hatte, durch die zahllosen Ränke und Verläumdungen Isoldens und ihres Gemahles Burkhard von Berlichingen, der gute Ruf der Gräfin Magdalena so viel boshafte Anfeindungen erfahren, daß er in der öffentlichen Meinung, stets gewohnt, vom Schlimmen das Schlimmste zu glauben, ziemlich tief gesunken war.

Der böse Leumund ging zuletzt so weit, sie für eine Art von Messaline auszuschreien, die außer ihrem kaiserlichen Freunde und Beschützer heimlich noch ein ganzes Alphabet anderer Anbeter haben sollte, zu denen ziemlich allgemein auch Rudolphs Hofmaler, Johann von Aachen, gezählt ward, der durch Magdalenens unermüdliche Feindin mehr und mehr in den Verdacht eines nicht nur begünstigten, sondern bei Weitem bevorzugten Nebenbuhlers des Kaisers

gebracht, mehr und mehr in der Gunst des Monarchen zu sinken schien.

Die Verläumdung, die ein einziges Sandkörnchen nach und nach zu einem Chimborasso anwachsen zu lassen versteht, triumphirte im Stillen, daß sie gleichzeitig die Freundin wie den Vertrauten des Kaisers dem Mißtrauen und Argwohne Rudolphs preisgegeben sah.

Das Einzig-Wahre an dem Verhältniß zwischen Gräfin Magdalena und Johann von Aachen war ein hoher Grad von Achtung, welche Erstere nicht der Person, die ihr völlig gleichgiltig zu sein schien, sondern einzig und allein dem Talente des Malers zu zollen sich berechtigt hielt. Magdalena liebte die Kunst, nicht den Künstler.

Letzterer hatte die Gräfin, auf ihren schon vor Jahren in Teplitz ausgesprochenen Wunsch, als Göttin der Jagd gemalt und Magdalena war so unvorsichtig gewesen, dieses Bild, — ein vollendetes Meisterwerk, in welchem er die ganze Begeisterung seiner Farben wie die ganze, hochpoetische Beredtsamkeit seines schönheitstrunkenen Pinsels concentrirt zu haben schien — gerade im Sitzungssaale des Minnegerichts, vermuthlich nur zum Aerger ihrer neiderfüllten Gegnerin, unter einer Art von Thronhimmel

aufhängen lassen, unter welchem sie als Kanzlerin des Liebeshofes präsidirte.

Aber selbst diese kleine, unschuldige, leicht verzeihliche Eitelkeit der Gräfin hatte der unerschöpflichen Verläumdungssucht Isoldens neue Nahrung zur Erfindung und Verbreitung gehäßiger Anspielungen auf die Person ihrer beneideten Feindin gegeben. Von Isolden war ein neues Spottlied in Umlauf gesetzt worden auf die scheinheilige Sünderin, die, gleichsam um sich selbst zu parodiren, auf den naiven Einfall gerathen sei, sich als Göttin der Keuschheit malen zu lassen, wie jener Wolf in der Fabel, der, um die arglosen Lämmer zu täuschen, sich in einen unschuldigen Schafspelz gehüllt habe, um die bethörten Schafe desto leichter und bequemer in die arglistige Falle der Verführung zu locken. — Eine andere Strophe des ziemlich langen und durchaus nicht geistlosen Spottgedichtes erzählte, wie der eifersuchterfüllte Gott Jupiter zur Hütung dieser keuschen Diana einen Bock in der Person eines dem Aeußern nach nicht unüblen Farbenklexers zum Gärtner ein, und wie sothaner Bock aus Dank für gütig geschenktes Vertrauen Jenem, der ihn zum Tugendhüter bestellt, Ziegenhörner von der Größe der Prager Rathhausthürme aufgesetzt habe.

Die Gräfin, die dieses Lied wie jedes der frühern anonym zugeschickt erhielt, gerieth darüber in so großen Zorn, daß sie den Entschluß faßte, den geheimen Aufwühlereien ihrer unverschämten Gegnerin endlich ein Ziel zu setzen.

Sie ließ ihren Freund und Rathgeber, Johann von Aachen, rufen..

— Die öffentliche Meinung und das jüngste Spottlied, das auf mich — Ihr wißt von welcher Seite her — bei Hofe und in allen Straßen Prags heimlich und geschickt verbreitet worden ist, bezeichnet Euch abermals als einen jener Anbeter, die von mir erhört und bevorzugt werden. Euch brauche ich nicht zu sagen, was an diesem allgemein verbreiteten Gerüchte wahr und unwahr ist. Ihr wißt besser als jeder meiner zahllosen Neider und Feinde, daß ich in Euch — vergebt mir meine ungeschminkte Aufrichtigkeit — nicht den Mann, sondern ausschließlich nur den gottbegabten Apostel Eurer holden Kunst verehre. Dessen ungeachtet macht die grundgütige Verläumdungswuth, der nichts auf Erden heilig ist, aus mir eine Art Margarethe von Burgund und aus Euch, Meister, einen meiner zahllosen Liebhaber, die ich der Reihe nach, sobald ich ihrer überdrüßig bin, Nachts wie im Thurm von Nesle spurlos

verschwinden lasse. — Anfangs habe ich zu all diesen albernen Klatschbasen-Märchen aus Tausend und Einer Nacht der Berlichingen'schen Verläumdungen gelacht und der blaßgrünen Sheherazade den Genuß gegönnt, mich nach Belieben anzuschwärzen. Diese aber, durch mein großmüthiges Schweigen immer dreister gemacht, intrigirt jetzt im Vereine mit ihrem überaus würdigen Eheherrn so offen und so frech gegen meinen guten Ruf, daß es hohe Zeit ist, ihre Ränke nicht länger so ruhig und ungestraft als bisher mitanzusehen.

— Ihr habt vollkommen Recht, gnädigste Gräfin! Es ist sogar die höchste Zeit, daß Ihr endlich gegen die Räuber Eurer Ehre offen und entschieden auftretet und diesen, wie Allen, welche jenen schamlosen Lügen irgend wie Glauben beizumessen sich erkühnen, den Beweis liefert, daß Schweigen nicht immer Zugeben heißt. Ihr müßt Jeder und Jedem, die sich gegen Euern bis dahin unbefleckt gewesenen Namen noch fernerhin aufzulehnen wagen, ungescheut den Fehdehandschuh hinwerfen auf Leben und Tod. Ihr müßt dem im Finstern umherschleichenden Raubgesindel Eures guten Rufes die Larve vom Gesichte reißen, dem Hofe wie dem Volke zeigen, wer jene Banditen sind, die ihr giftgetränktes Stilet in das

reine Blut Eurer Ehre zu tauchen sich erfrechen, und Euren Feinden nicht minder als Euren Freunden beweisen, daß Ihr, nach wie vor, des Namens Eures Hauses vollkommen würdig seid!

— Und was rathet Ihr mir zuerst?

— Ihr müßt beim Kaiser auf Untersuchung und Bestrafung der zwei schlimmsten Eurer Verläumder dringen . . . Burkhard und Isolde von Berlichingen müssen begreifen lernen, daß man den Hermelin Eures Hauses nicht ungestraft beflecken darf.

— Noch heute — ich gelobe es Euch, mein Freund — will ich meine schwer gebrandmarkte Ehre unter den Schutz des Kaisers stellen und ihn bitten, mir glänzende Genugthuung zu verschaffen wie damals, als selbst Er, der mich besser als jeder Andere kennen muß, sich und mich so tief erniedrigen konnte, den boshaften Einflüsterungen elender Abenteurer — hergelaufen wie dieser Burkhard und sein Weib — Gehör und Glauben zu schenken. Doch bevor ich zu diesem Schritte schreite, habe ich eine Bitte an Euch . . .

— Gebietet, Gräfin, über Euren treuen Diener!

— Ihr kennt die liebenswürdige Frau jenes Burkhard von Berlichingen . . .

— Ich habe sie, häufiger als ich es gewünscht, bei Peter Wok von Rosenberg gesehen.

— Dort war's, wo auch mein Fuß zuerst auf diese giftgeschwollene Natter trat. Könnt Ihr Euch ihre Züge vergegenwärtigen?

— Ich sehe sie leibhaftig vor mir!

— Gut, dann malt mir diese Frau!

— Als was und wozu? fragte der Maler.

— Malt sie als Göttin der Verläumdung!

— Aber wie und mit welchen Attributen?

— Dieß, Meister, überlasse ich dem Scharfsinn Eures Pinsels, der, wie immer, auch hier das Richtige herausfinden wird. Zuvor aber müßt Ihr Eines mir versprechen . . .

— Und wie nennt sich dieses Eine?

— Ähnlichkeit, schlagende, grausame, brandmarkende Ähnlichkeit!

— Dafür bürge ich Euch mit dem ganzen Ehrgeize meiner Kunst!

— Und wann kann unsere schöne Göttin, fertig und prachtvoll eingerahmt, in meinen Händen sein?

— In längstens vier bis fünf Wochen.

— Das ist zu spät für die Bestrafung, die ich

für sie ausgesonnen habe. Das Bild muß unbedingt noch vor Ablauf dieses Monats in meinem Hause sein.

— Euer Wunsch war mir stets Befehl!

— Also gehorchet, Freund, auch dieses Mal!

— Empfangt mein Wort als heilige Bürgschaft, sprach der Maler und entfernte sich mit der Absicht, noch heute Hand an's Werk zu legen und keine Stunde zu verlieren. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

An demselben Abende begab sich die Gräfin nach dem Hradschin.

Kaiser Rudolph, der erst wenig Tage zuvor schlimme Nachrichten aus dem ungarischen Kriegslager erhalten hatte, war in Folge der Hiobspost, daß Stuhlweißenburg von Neuem in den Besitz des siegenden Halbmonds gefallen sei, zum ersten Male mürrisch selbst der Gräfin gegenüber, die ihn bis dahin nie anders als liebreich und wohlwollend gesehen hatte.

— Was führt Euch zu uns, Gräfin? fragte der Monarch, an dessen Stirn die finstern Wolken des Mißmuths hingen.

— Ein Wunsch, dessen nothwendig gewordene

Erfüllung die Huld Ew. Majestät mir nicht verweigern wird.

— Laßt hören, Gräfin, was Ihr begehrt.

— Ich begehre das, was Eure Gerechtigkeit selbst dem Letzten Eurer Unterthanen nicht verweigern darf. Ich verlange nichts als mein Recht!

— Und worin besteht Euer vermeintliches Recht?

— In dem vollständig begründeten Antrag auf strenge Untersuchung und nicht minder strenge Bestrafung aller meiner Feinde.

— Aller Eurer Feinde? wiederholte der Monarch. Ihr begehrt da, ohne es vielleicht zu ahnen, mehr, weit mehr, als ich Euch selbst beim besten Willen zu gewähren vermag. Auf Untersuchung aller Eurer Feinde dringen, hieße von Eurem Kaiser verlangen, halb Prag vor den Richterstuhl zu ziehen; denn die Masse unserer gemeinschaftlichen Gegner — warum sollten wir es uns verhehlen? — ist fast eben so groß als jene des Unkrauts am Ufer unserer vielgeliebten Moldau.

— Und seit wann legt Kaiser Rudolph so hohen Werth auf die Zahl seiner Feinde, daß er sich vor ihnen zu fürchten scheint?

— Die neuen Unglücksnachrichten aus unserm Königreiche Ungarn . . .

— Geruhen Ew. Majestät vorläufig in Prag zu verweilen und mir huldvollst zu sagen, was Kaiser Rudolph im Herzen seines Reiches, im Herzen seines Volkes, von der Ohnmacht seiner, unserer Feinde zu fürchten hat?

— Auf den Verlust der Festung Groß-Kanischa, sagte Rudolph ablenkend und absichtlich auf Ungarn zurückschauend.

— Was kümmert mich Groß- oder Klein-Kanischa! Es handelt sich hier um unsere gegenseitigen Feinde zu Prag . . .

— Ich habe den Befehlshaber dieser Veste, deren Verlust mir sehr am Herzen liegt, vor ein Gericht gestellt . . .

— Etwas ganz Ähnliches verlange auch ich! sagte die Gräfin, die Aufmerksamkeit des Kaisers nach Prag zurücklenkend.

— Das Kriegsgericht, entgegnete Rudolph, dessen Geist in trübe Rückerinnerungen versank, hat dem General Paradis, weil er Kanischa auf Gnade und Ungnade dem Türken Ibrahim übergeben, den Kopf vor die Füße legen lassen . . .

— Ich, mein kaiserlicher Herr, bin weniger grausam als Euer Kriegsgericht; ich verlange nichts weiter, als die . . .

— Rückeroberung dieser hochwichtigen Veste. Seht, liebe Gräfin, dieser Ansicht bin auch ich. Groß-Kanischa muß dem Türken wieder abgerungen werden, um jeden Preis!

— Bis dahin aber . . .

— Kann ich Euch durchaus nicht verhehlen, unterbrach sie rasch der Träumer, daß die erst unlängst eingetroffene Kunde von dem abermaligen Verluste Stuhlweißenburgs, das erst vor einem Jahre durch die glorreichen Waffenthaten des Herzogs von Mercoeur neu gewonnen war, uns doppelt schmerzt, da wir jetzt nicht nur den tapfern Feldherrn, sondern auch diesen hochwichtigen Platz eingebüßt haben . . .

— Majestät, ich hoffe . . .

— Daß General Graf Christoph Roßwurm sich dafür der Veste Ofen bemächtigen wird. Das gebe Gott, meine liebe Gräfin; denn Ihr könnt nicht glauben, wie sehr mir das Schicksal Ungarns am Herzen liegt!

— Tausendfach mehr als das Meinige, sagte die Gräfin, aus deren Augen sich jetzt eine Perlenschnur ungeheuchelter Thränen ergoß.

— Ich bitte Euch, weint nicht, Magdalena. Ihr wißt, daß ich nur ungern Thränen sehe, am

unliebsten aber in dem Rahmen Eures Auges. Also stillt den Lauf Eurer Thränen und sagt mir, was Rudolph für Euch thun kann, um Euch wieder heiter zu sehen?

— Ich verlange nichts als Untersuchung und Bestrafung Burkhards von Berlichingen und seiner Frau, die meine Ehre gebrandmarkt und selbst die Eure nicht geschont haben.

— Ich für meinen Theil bin bereits daran gewöhnt, jede meiner Absichten, jede meiner Handlungen verläumdet zu sehen, und schon so abgestumpft, daß ich die kleinen Petarden der Verketzerung wie Regentropfen oder Schneeflocken von dem Harnisch meiner Langmuth abschüttele. Ihr aber scheint Euch zu grämen . . .

— Ja, ja, doch nur Euretwegen, Majestät. Denn Ihr könntet, schwiege ich noch länger all' jenen Gerüchten gegenüber, die mich in Eurer Gunst zu verketzern suchen, sehr leicht zu dem Irrglauben verleitet werden, daß ich nur darum schweige, weil ich mich selber schuldig weiß.

— Magdalena, sprach der Kaiser, der plötzlich wieder so wohlwollend und liebreich wie bisher für sie war, wie könnt Ihr glauben, daß Rudolph von der Reinheit Eurer Seele, von der Tugend Eures

Herzens so fest als von der Klarheit der Sonne und der Wahrheit Eurer Liebe überzeugt, den Lästerzungen Eurer Feinde Gehör oder gar Glauben zu schenken vermöchte? Und spräche die ganze Welt: Magdalena, ein Weib wie jedes Andere, heuchelt Dir Liebe und betrügt Dich, wie jede Andere Dich betrogen hat, mehr als der ganzen Welt würde ich Einem Blicke Eures Auges trauen und Allen meinen kaiserlichen Zorn in's Ohr donnern und zurufen: Welt, Du lügst! Ein Herz, wie das Ihrige, kann den Mann, den es liebt, nicht hintergehen.

— Mehr als Ihr würde ich selbst mich verachten müssen, könnte ich Euch nicht stets so offen und schuldlos in's Auge sehen wie in diesem Augenblicke, wo ich Euch im Namen meiner tiefgekränkten Ehre, die ja auch ein Theil der Euren ist, zu bitten mich erdreiste, jene beiden Verläumder, die ich Euch genannt, zur Rechenschaft und — wenn sie das, was sie mir aufzubürden wagen, nicht zu beweisen vermögen — zur Bestrafung zu ziehen.

— Beides, Gräfin, soll geschehen; doch beantwortet mir zuvor eine Frage.

— Gern werde ich Euch Jede beantworten.

— Wie geht es Eurer Freundin Eva?

— Majestät, sie verzweifelt.

- Und weshalb?

— Weil ihr Vater noch immer gefangen und noch immer nicht verhört ist. Sie fragt sich und mich, wie sich dieser Act beispielloser Härte mit den Grundsätzen der Milde und Gerechtigkeit verträgt, welche die Pfeiler Eures Thrones sind.

— Eva's Vater ist ein Verräther. Erst unlängst hat man mir neue Beweise seiner Schuld mitgetheilt.

— Und wenn er wirklich schuldig ist, warum, Majestät, entzieht Ihr ihn dem Urtheilsspruche seiner Richter?

— Um sein Leben zu schonen.

— Eva behauptet, daß ihr Vater ein Opfer der Verläumdung sei.

— Eva irrt sich. Aus Oesterreich sind von zehn verschiedenen Seiten fast gleichlautende Berichte eingelaufen, daß der Name des Gefangenen zu Elbogen das Losungswort der utraquistischen Barone Böhmens und der unzufriedenen Magnaten Ungarns ist, die vereint nichts Anderes bezwecken, als zuerst die Krone Ungarns und Oesterreichs, und endlich auch jene Böhmens mir zu entreißen und sie auf das Haupt meines Bruders Matthias zu setzen, der, um sie in sein verrätherisches Garn

zu locken, den ungarischen und böhmischen Großen ausgedehntere Privilegien und Gleichstellung aller Confessionen zugesagt hat. Ihr seht, Gräfin, ich weiß Alles.

— Majestät, wenn die Sache sich wirklich so verhält, wer ist dann strafbarer, jener Popel von Lobkowic, dessen Namen man zum Feldgeschrei der Unzufriedenen vielleicht nur mißbraucht, oder Euer leiblicher Bruder, der gegen Euch intrigirt. — Warum hat Kaiser Rudolph nicht die Kraft auch diesen zur Verantwortung und — ergiebt sich seine Schuld — zur Bestrafung zu ziehen?

— Schon lange trage ich mich mit dem Gedanken, meinen Bruder Matthias, gerade, weil er das Ableben seines Bruders kaum erwarten kann, von der Thronfolge auszuschließen . . .

— Und wer, Majestät, hindert Euch, diesen Gedanken zur That heranreifen zu lassen?

— Unsere vielgeliebte Mutter Maria von Spanien, die kaiserliche Witwe Unseres großen, unvergeßlichen Vaters, die ihren Sohn Matthias mehr als jeden andern ihrer Söhne zu lieben scheint. Sie lebt seit dem Tode meines Vaters im Kloster der Clarissinnen zu Madrid und jeder Courrier, der vom Hofe meines Vetters Philipp III. nach Prag

eilt, bringt mir von meiner Mutter weise Rathschläge, nichts zu unternehmen, was mich der Härte zeihen und mich der Liebe meines Volks berauben könnte. In jedem Briefe legt sie mir die Zukunft meines Bruders Matthias an's Herz; in jeder Zeile beschwört sie mich, ihn zu meinem Nachfolger zu erwählen. Diese Achtung vor den weisen Rathschlägen meiner frommen Mutter, die ich über Alles liebe, hält mich zurück, meinem Bruder offen den Fehdehandschuh hinzuwerfen und ihn vor den Augen der ganzen Welt der Felonie anzuklagen. Er aber benutzt meine Nachsicht, meine Langmuth, um sich durch lockende Verheißungen in Ungarn wie in Böhmen von Jahr zu Jahr größern Anhang zu erwerben, und so kommt es, daß ich mich niemals der Sorge entschlagen kann, daß auch Tycho's Wahrsagung sich erfüllen wird.

— Und wie lautet diese Weissagung?

— Wenige Tage vor seiner Erkrankung will Brahe im Buche der Gestirne gelesen haben, daß der Ehrgeiz meines Bruders mich ein Jahr vor meinem Tode meines Reiches, meiner Krone berauben werde.

— Und nannte er Euch die Zeit, wann das Letztere sich ereignen soll?

— Er sagte weiter nichts als ein Jahr vor meinem Tode, und es fehlte mir, nur Euch gestanden, an Muth ihn nach meinem Sterbe-Jahr zu fragen.

— Der gute Gott, der sein Böhmen nicht verläßt, wird meinen Kaiser und Herrn noch lange Jahre zum Schutze des alleinseligmachenden Glaubens und zu siegreicher Abwehr der zahlreichen Gegner unserer heiligen Kirche erhalten.

— Die Piccarden und Lutheraner denken anders. Sie scheinen die Zeit meines Todes sehnsüchtiger als je herbeizuwünschen, weil ihnen mein vermeintlicher Nachfolger vollständige Gewissensfreiheit zugesagt haben soll.

— Vereitelt die Pläne seines strafbaren Ehrgeizes. Laßt Euch durch mein Flehen bewegen, Eurem Bruder einen Strich durch seine Rechnung zu machen dadurch, daß Ihr selber Euch entschließet, Euern Gegnern Gewissensfreiheit einzuräumen.

— Nein, lieber sterben als etwas einräumen, was mein Gewissen und meine Mutter mir niemals vergeben würden. Ich mag davon nichts hören, Magdalena. Sagt mir lieber, was Eure Freundin Eva gegen mich zu unternehmen gedenkt?

— Sie beharrt darüber in finsterem Schweigen!

— Ihr, Gräfin, müßt versuchen, sie auszuforschen . . .

— Majestät, wollt Ihr mich zur Angeberin meiner Freundin erniedrigen? fragte die Gräfin mit dem schönen Stolze, der ihr eigen war.

— Nein, das will ich nicht. Ich wünsche das, was Eva zu thun gesonnen ist, bloß darum zu erfahren, um nach diesen Schritten mein Verhalten gegen ihren Vater zu regeln. Sollte sie tollkühn genug sein, irgend einen Schritt zu listiger oder gewaltsamer Befreiung ihres Vaters ersinnen zu wollen, dann würde sie mich zwingen, von meinem Rechte Gebrauch zu machen und den Schuldbeladenen dem Urtheile seiner Richter zu überliefern. Dieß, Gräfin, bitte ich ihr zu sagen im Namen des Kaisers.

— Majestät, ich werde sie warnen, so viel es in meinen Kräften liegt, doch vermag ich Euch nicht zu verbürgen, daß sie noch länger ruhig bleibt. Im Gegentheile wage ich schon jetzt die Befürchtung auszusprechen, daß ihre kindliche Liebe sie früher oder später anreizen wird, Alles zu wagen, um den Vater, den sie mehr als sich selber liebt, aus den Banden der Gefangenschaft zu befreien.

— Sagt ihr, er sei gut aufgehoben.

— Ich tröste sie, so gut ich es vermag.

— Will sie denn niemals bei Hofe erscheinen? fragte Rudolph, der, eingedenk ihrer jungfräulichen Schönheit, für sie noch immer zu schwärmen schien.

— Sie hat sich gelobt, den Anblick dessen, der ihr das Theuerste auf Erden geraubt, zu meiden auf ewig.

— Und könnte Euer Einfluß, der so Vieles über sie vermag, sie nicht bestimmen, diesem Gelübde untreu zu werden?

— Nimmermehr, Majestät, werde ich dieß versuchen!

— Wie, Euer schönes Herz vermöchte dem besten Eurer Freunde einen so kleinen unbedeutenden Wunsch zu versagen!

— Verlangt alles Andere, nur dieß nicht, gestand die Gräfin, die ein neues Zusammentreffen des Kaisers mit Eva von Lobkowic mehr als die härteste Verläumdung ihrer Feindin zu fürchten schien.

— Doch warum wollt Ihr gerade in diesem Puncte so unerbittlich grausam sein?

— Weil ich ihr nichts zumuthen mag, was ich selbst nicht zu thun vermöchte. Gegenüber treten einem Mann, der meinen Vater seit acht Jahren gefangen hält, hieße mich absichtlich zu einem Act der Rache herausfordern. Wäre Evens Vater

der Meinige, Majestät, und stünde ich so vor Euch, wie jetzt . . .

— Was würdet Ihr thun? fragte Rudolph.

— Euch beweisen, daß selbst das schwächste Weib stark genug ist, den Raub an dem Leben und Gute ihres Vaters zu rächen.

— Und glaubt Ihr, daß auch Eva fanatisch genug sei, dasselbe zu wagen?

— Wagt die Verzweiflung nicht selbst das Kühnste?

— Ihr habt Recht! sagte Rudolph abgeschreckt. Ich mag sie nicht mehr sehen. Ihr Anblick würde mich an Dinge mahnen, die ich um jeden Preis vergessen will. Laßt Euch nieder, Gräfin, und singt mir, um mich aufzuheitern, eines jener Lieder, durch die Niemand besser als Ihr die Wolken meines Mißmuths zu zerstreuen versteht.

Magdalena erfüllte den Wunsch des Kaisers.

Vierzehntes Capitel.

Noch eine Sitzung des Oujezder Minnehofes.

Es war am ersten October 1602.

Der Minnehof hatte sich an diesem Tage zum

fünfundzwanzigsten Male versammelt, um über eine neue Frage der Kanzlerin zu entscheiden.

An diesem Tage fehlte keines der dreiunddreißig Mitglieder. Auf besondere Einladung der Vorsitzenden waren Alle erschienen, um zur Wahl einer neuen Vice-Kanzlerin, eines neuen General-Secretärs und eines neuen General-Advocaten zu schreiten, da nach einem Zusatzartikel der Statuten diese drei Würden nach Ablauf von je zwei Jahren neu besetzt werden mußten.

Der Sitzungssaal war prachtvoll erleuchtet. Die Kanzlerin saß in voller Galla unter dem durch Candelabres in taghelles Licht getauchten Thronhimmel. Ihr Bild aber, das in Lebensgröße über ihrem Präsidentenstuhle hing, war durch einen Vorhang von gelbem Damast verhüllt.

Nachdem die Sitzung feierlich eröffnet war, schritt der Hof durch Abstimmung zur Wahl der drei Würdenträgerinnen.

An Stelle der Vice-Kanzlerin Anna von Sternberg ward mit 30 Stimmen gegen 2 Elisabeth Weston zu deren Nachfolgerin; an Stelle des General-Secretärs Giovannina Barbice mit 17 Stimmen gegen 15 Anna von Sternberg; mit 22 gegen 10 Stimmen Eva von Lobkowic neuerdings zum General-

Advocaten erwählt und von der Vorsitzenden des Hofes ausgerufen.

Dann schritt man zur Verhandlung der von der Gräfin Magdalena aufgeworfenen Frage:

„Wer ist in den Augen des Minnehofes strafbarer: der Mann, der eine Frau, oder die Frau, die eine Frau zu verläumden wagt?“

Das Mitglied, das zuerst gehört zu werden begehrte, war Isolde von Berlichingen.

Sie begann ihre Rede mit einer äußerst sophistischen Auseinandersetzung der in ihren Augen ziemlich vagen und unsichern Definition des häufig schmachvoll gemißbrauchten Begriffs ‚Verläumdung‘

— Verläumdung, erklärte sie unter Anderm, ist in hundert Fällen neunzigmal Wahrheit und häufig selbst nicht zehnmal reine, unbedingte Lüge. In den Augen schuldbeladener Gewissen ist selbst die lauterste Wahrheit nichts als boshafte Verläumdung, während vor dem Richterstuhle der Vernunft nur das Verläumdung sein kann, was auf positiver Unwahrheit beruht. Die Wahrheit ist eine jener vielfach verkannten Tugenden, die sich fast immer im Leben als Verläumdung ausgeschrieen und verketzert sieht. Jeder, der den Geizigen einen Geizhals, den Heuchler einen Heuchler, den Lügner einen Lügner nennt,

wird in den Augen dessen, dessen Laster er beim richtigen Namen zu nennen sich erlaubt, zum boshaften Verläumder herabsinken. Der Lügner aber, der jede Häßlichkeit schön und jede menschliche Schwäche gerechtfertigt zu finden wagt, wird niemals der Gefahr ausgesetzt sein, wegen seiner Schmeichelei oder wegen allzu nachsichtiger Bemäntelung anderer wie eigener Fehler sich als Verläumder angefeindet zu sehen. In den Augen der meisten Menschen ist Alles, was deren Eitelkeit verletzt, Verläumdung; in meinen Augen aber kann die Wahrheit, wie kränkend sie auch für unsere Eigenliebe sein mag, nie etwas Anderes als Wahrheit, und Verläumdung nie etwas Anderes als erwiesene Lüge sein. Die Grenze aber zwischen Lüge und Wahrheit ist so schwer zu bestimmen, daß nur wenig Wahrheiten frei von Lüge, wie umgekehrt, nur wenig Lügen frei von Wahrheit sind. Verläumdung ist demnach einer jener falschen Begriffe, die weit häufiger in der Theorie der Moral als in der Praxis des Lebens vorkommen mögen. — Hinsichtlich der Frage, wer strafbarer sei, Frau oder Mann, die eine Frau verläumden, muß ich mich dafür entscheiden, daß nach meinen Begriffen die verläumdende Frau weit mehr zu entschuldigen ist als der verläumdende Mann. Die Verläumdung

an und für sich ist in allen mir bekannten Sprachen weiblichen Geschlechtes und gleichsam ein integrirender Theil der weiblichen Natur, eine Sünde, die unserm Geschlechte gleichsam angeboren scheint und für welche es eben darum weniger verantwortlich ist als der Mann, in dessen Hand die unserm Geschlechte entlehnte Waffe tausendfach gefährlicher als in der unsern wird. Eine Frau, die eine andere ihres Geschlechtes verläumdet, wird immer weniger Glauben finden, als ein Mann, der uns zu verläumden wagt. Wie selten geschieht's, daß eine Krähe der Andern in's Auge fährt; wie häufig aber wird selbst die reinste und tugendhafteste der Frauen von dem entartetsten und verworfensten der Männer so geschickt und gründlich verläumdet, daß keine Macht der Welt unsere angegriffene Ehre reinzuwaschen vermag! Bei Frauen entspringt die Verläumdung größtentheils aus Neid, bei den Männern immer nur aus Haß. Haß aber ist strafbarer als Neid, der bei aller Häßlichkeit auch seine schöne Seite haben kann. Aus diesem Grunde bin ich der Ansicht, daß Verläumdung, wenn es überhaupt eine solche giebt, weit eher einer neidischen Frau, als einem haßerfüllten Manne zu verzeihen ist. Erstere entschuldige ich, Letzteren verurtheile ich!

Nach ihr sprach Anna von Sternberg.

— Isolde von Berlichingen, begann der neu erwählte General-Secretär, lästert sich und uns Alle, wenn sie daraus, daß das Wort Verläumdung weiblichen Geschlechtes ist, den Schluß zu folgern wagt, daß auch der mit diesem Worte verbundene Begriff uns gleichsam angeboren sei. Ich schlage sie mit ihren eigenen Waffen. Ist nicht auch die Wahrheit, die, wie sie selber eingeräumt hat, jede Gattung von Verläumdung ausschließt, weiblichen Geschlechtes? Wer aber wollte es wagen, aus dem Geschlechte eines Wortes den leichtsinnigen Schluß zu folgern, daß, weil z. B. die Treue weiblich, jede Frau darum auch treu, oder weil der Muth zufällig männlichen Geschlechtes ist, jeder Mann darum auch muthig sein muß? Zeigt uns nicht die tägliche Erfahrung, daß es eben so viel feige Männer als treulose Frauen giebt?

Von allen Seiten ertönte lauter Beifall. Isolde, welche Grund haben mochte, in dieser so stürmisch beklatschten Frage eine ziemlich unverschleierte Anspielung auf sich und ihren Gatten herauszufühlen, war die Einzige, welche naserümpfend, achselzuckend und im Innern beschämt dasaß.

— Auch in Bezug auf die Frage unserer

allgemein verehrten Kanzlerin, fuhr Anna von Sternberg fort, kann ich unmöglich der Meinung meiner Vorgängerin beipflichten. Ist die Verläumdung, von einem Mann ausgeführt, strafbar, so erscheint sie mir zehnfach strafbarer, wenn sie von einer Frau ausgeht. Auch darin schlage ich Isolde mit ihren eigenen Waffen. Wenn schon ein so unvernünftiges Thier, wie die Krähe, die sie als Beispiel angeführt, das Auge ihres Gleichen schont, um wieviel mehr muß ein vernunftbegabtes Wesen, wie die Frau, die Ehre jeder ihrer Mitschwestern wie die eigene achten und schonen, und nicht vergessen, daß der gute Ruf eines hilflosen Weibes, dem der Trost versagt ist, seine angegriffene Ehre mit der Energie und den Waffen des Mannes zu vertheidigen, dem Spiegel gleicht, dessen reinen Glanz der leiseste Hauch der Verläumdung zu trüben im Stande ist. Aus diesem Grunde entschuldige ich den Mann und verurtheile die Frau, die ihres Gleichen zu verläumden wagt.

Der ganze Hof — Isolde ausgenommen — zollte dieser Ansicht ungetheilten Beifall.

Die dritte Rednerin war der General-Advocat.

— Ich habe dem eben vernommenen Ausspruche, der in der Versammlung so einstimmigen

Anklang gefunden hat, und dem ich mich von ganzem Herzen anschließe, nur noch wenig Worte hinzuzufügen, um ihn, wie mir scheint, spruchreif zu machen. — Vermag Eine unter uns sich etwas Härteres, Liebloseres, Grausameres zu erdenken, als die Schmach, sich gerade von Einer ihres Gleichen am Pranger der Verläumdung gekreuzigt zu sehen? Muß nicht jede Frau tausendfach besser und tiefer als jeder Mann begreifen, daß der vergiftete Pfeil der Lüge, abgedrückt von der Hand eines Weibes, tausendfach verwundender als der ganze Köcher eines Mannes ist? Gleicht nicht die Frau, die aus eigener Erfahrung wissen muß, wie namenlos weh unverdiente Ehrenkränkung thut, und die trotzdem sich nicht entblödet, das, was ihr selbst so tiefen Schmerz bereitet, einer Andern zuzufügen, gleicht nicht solch' ein Weib, das in der Andern sich selbst beschimpft, der Mißethäterin, welche die bis dahin unentweihte Statue einer Gottheit blos darum verstümmelt, weil man dieser Gottheit und nicht der neiderfüllten Verläumderin Weihrauch streut?

Alle jauchzten ihr jubelnden Beifall zu.

— Ein verläumdeter Mann, fuhr Eva von Lobkowic fort, bleibt doch immer noch ein Mann, der mit dem Schwerte in der Hand seine beleidigte Ehre

vertheidigen und den Schild seines guten Namens von jedem Rostfleck reinzuwaschen vermag. Ein verläumdetes Weib aber ist eine zertrümmerte Statue, die keine Macht der Kunst, so wie sie früher gewesen war, wieder herzustellen im Stande ist. Und aus diesem Grunde theile ich die Devise Jener, die gesagt haben: ‚Potius mori quam foedari‘. Lieber todt als befleckt sein!

Der Beifall schien kaum enden zu wollen.

— Abstimmen! Abstimmen! erscholl's von allen Seiten.

— Bevor ich von unserer Vice-Kanzlerin die Stimmen einsammeln lasse, sagte Gräfin Maria Magdalena, bitte ich die hohe Versammlung um einen Augenblick Gehör, um dem erlauchten Hofe zu sagen, was ich von dem Gegenstande halte, der zwei unserer Räthe in so edle Entrüstung gebracht. In meinen Augen ist die Verläumdung eines jener schmachvollen Laster, die hauptsächlich wegen der Feigheit, mit welcher sie meuchlings im Dunkel der Nacht ausgeführt werden, doppelt strafbar sind. Die Verläumdung ist eine Furie, die, entsproßen aus den Blutstropfen der Ehre Anderer, mit Schlangen im Haar, mit neiderfüllten Augen, mit blutbefleckten Krallen an den Händen, in der Rechten den gift-

getränkten Pfeil der Lüge, in der Linken die brennende Fackel des Hasses, Jedem das, was sie selbst nicht hat, durch alle Künste teuflischer List zu rauben versucht. Die Verläumdung ist eine Megäre, die selbst vor dem Heiligsten nicht zurückbebt und Alles, was ihr vergifteter Athem nicht zu erreichen vermag, mit frecher Hand zu sich in den Staub herabzieht. — Die Gesetze der alten Römer, die mehr Gerechtigkeit und weniger Schonung als die unseren gekannt, pflegten die schamlose Stirn des Verläumders durch ein C*) zu brandmarken, das eingebrannt, ein ewiger Schandfleck für Jeden blieb, der die Ehre Anderer zu beschimpfen gewagt. Wollt Ihr dieses feigste aller Laster, wollt Ihr die Göttin der Verläumdung leibhaftig vor Euch sehen, so blickt auf dieses Bild!

In diesem Augenblick zertheilte sich gleichsam wie durch sich selbst der gelbseidene Vorhang, und in prachtvoll vergoldetem Rahmen war in Lebensgröße die Furie, wie die Gräfin sie einen Augenblick vorher geschildert, mit Schlangenumwundenem Haupt

---

*) C war der Anfangsbuchstabe des Wortes: Calumnia (Verläumdung).

und der mit blutrothem C gebrandmarkten Stirn, einem der Mitglieder so grausam ähnlich, daß der ganze Hof, bis auf Eine Stimme, erschreckt zurückbebend wie aus Einem Munde rief:

— Isolde von Berlichingen!

Gleichzeitig öffneten sich die Flügelthüren des Saales und ein Anführer der kaiserlichen Hoftrabanten, gefolgt von zwei Rathsdienern, trat ein mit der wie ein Blitzstrahl niederzuckenden Frage:

— Welche ist die Verläumderin der Gräfin Magdalena?

Und zweiunddreißig Finger zeigten wie gezückte Schwerter auf das gebrandmarkte Bild der Schuldigen hin mit dem einstimmigen Ausrufe:

— Diese ist's!

— Isolde von Berlichingen, sprach der Anführer der Schaarwache, folgt mir im Namen des Kaisers.

— Wohin? fragte die schaamlose Verläumderin.

— Nach Pürglitz, wo Euer Gemahl Euch erwartet!

— Ich bin verloren! rief die Schuldbeladene und sank ohnmächtig auf ihren Lehnstuhl zurück.

So ward sie hinausgetragen. Gleich darauf schloß sich der Vorhang.

— Anna von Sternberg, rief die Kanzlerin dem General-Secretär des Minnehofes zu, thut nun auch Ihr Eure Pflicht.

Und die Aufgeforderte nahm eine Feder und strich aus der Liste der Mitglieder den Namen Isolde von Berlichingen.

— Die Sitzung ist aufgehoben, sagte die Kanzlerin, deren schwer gekränkte Ehre zu Aller Freude glänzend gerächt war.

Fünfzehntes Capitel.

Lohn und Strafe.

Zwei Tage später erhielt die Gräfin Maria Magdalena vom Kaiser ein diamantenes Sternkreuz, in dessen Mitte sich das von Johann von Aachen gemalte Miniaturbild Rudolphs mit der von Edelsteinen zusammengesetzten Devise ihres kaiserlichen Freundes befand. Das Kreuz hing an einer kunstreichen Goldkette aus der Werkstätte des Vianez.

Gleichzeitig erhielt sie die Nachricht, daß Burkhard von Berlichingen und dessen Frau, überführt, Magdalena „an Ihrer Gnaden wohl herge-

brachten, gräflichen und jungfräulichen Ehren verläumdet zu haben," zu fünfjähriger Gefängnißhaft auf Schloß Pürglitz verurtheilt sei.

Isolde und ihr würdiger Gemahl büßten den Frevel ihrer Verläumdung in derselben Zelle ab, in welcher Girolamo Scotto sein würdiges Weib, die Mündel des Baders Procop, vergiftet hatte.

Noch heutzutage werden auf dem Rathhause zu Prag die in böhmischer Sprache abgefaßten Actenstücke jenes merkwürdigen Verläumdungs-Processes aufbewahrt.

Sechszehntes Capitel.

Tod der Kaiserin-Mutter. — Palestrina's Requiem.

Am 26. Februar des folgenden Jahres (1603) starb im Kloster der Clarissinnen zu Madrid die Mutter Kaiser Rudolphs II., Maria von Spanien, im fünfundsiebenzigsten Jahre ihres Lebens.

Geboren 1528, hatte man sie in ihrem zwanzigsten Jahre mit Maximilian II. verlobt. Ihr erlauchter

Bräutigam war in Begleitung des Cardinals von Trient und des Herzogs von Alba vom Hofe seines Vaters, Kaiser Ferdinands I., nach Valladolid abgereist, um dort seine Vermählung zu feiern.

Maximilian II. hatte mit ihr neun Söhne und sechs Töchter gezeugt. Drei ihrer Söhne — Ferdinand, Friedrich und Carl — und drei ihrer Töchter — Maria, Therese und Eleonore — waren in zartem Kindesalter, und Prinz Wenzel, der sechste Sohn dieser glücklichen Ehe, 1578 jenen sechs todten Geschwistern in's Grab nachgefolgt.

Von den drei andern Töchtern Mariens hatte sich die älteste, Anna, 1570 mit dem Könige Philipp II. von Spanien, die zweite, Elisabeth, am 26. November desselben Jahres mit König Carl IX. von Frankreich vermählt. Die dritte, Margaretha, die zu Madrid in den Orden der heiligen Clara eingetreten war, überlebte alle ihre Brüder und Schwestern.

Von den fünf Söhnen, welche den Tod ihrer Mutter überlebten, nahm Keiner sich diesen Verlust so sehr zu Herzen als Kaiser Rudolph, der in ihr seine treueste Freundin verlor.

Zu Ehren der Hingeschiedenen ward in Prag eine Todtenfeier veranstaltet, bei welcher Palestrina's Requiem zum ersten Male im Sanct-Veitsdome zu

Prag unter Leitung des kaiserlichen Hofcapellmeisters Filippo da Monte aufgeführt wurde. — Erst neun Jahre zuvor (am 2. Februar 1594) war der Schöpfer dieses hohen Liedes der italienischen Kirchenmusik, als päbstlicher Capellmeister des Sanct-Peter-Domes gestorben. Der Eindruck, den die Aufführung dieses Requiems auf das Gemüth der Zuhörer machte, war so groß und überwältigend, daß Jacob Chimarhäus, der niederländische Almosenier des Kaisers, gleichzeitig Director der Hofcapelle und Vorstand der prager Musikgesellschaft, an einen seiner Landsleute nach Brüssel schrieb:

‚Gestern habe ich Palestrina's Requiem gehört. Nächst den Psalmen unseres großen unsterblichen Freundes und Landsmanns Roland de Lattre*) hat die

---

*) Dieser belgische Kirchencomponist, bekannter unter dem latinisirten Namen Orlandus Lassus, starb am 3. Juni 1595 zu München. Kurz vor seinem Tode hatte er vom Kaiser Rudolph eine Einladung nach Prag erhalten, um ihm, wie zweiundzwanzig Jahre früher dem Könige Carl IX. von Frankreich, seine Psalmen vorzuspielen. Kränklichkeit hatte ihn verhindert, diesem Rufe Folge zu leisten. — Eine Tochter dieses großen Componisten war mit dem Vertrauten des Kaisers, dem Maler Johann von Aachen verheirathet.

Kirchenmusik nichts aufzuweisen, was auf mich einen so ergreifenden Eindruck gemacht, als Pierluigi's Requiem. Nach meiner Ansicht ist dieses Tonwerk eine Schöpfung, die wie die Cheops-Pyramide zu Dziseh alle andern Kunstwerke überragt. In meinen Augen giebt es nur drei Künstler, deren Musik die aller Andern überleben wird: Palestrina, Roland de Lattre und Haster. — Palestrina's Requiem ist die in Musik gesetzte Divina commedia Dante's und diese beiden Werke werden, gleich den Dioscuren, am Himmel der italienischen Kunst und Poesie fortglänzen bis an's Ende aller Zeiten."*) — — — —

In demselben Jahre, in welchem Kaiser Rudolph seine Mutter verlor, errang einer seiner Feldherren, Christoph Graf Roßwurm, zwischen Ofen und Waizen einen Sieg, in welchem über 7000 Türken erlagen. In Folge dieses Sieges ward die Festung Hatwan erobert. Auch die Siebenbürger, die den Szekler Moyses zu ihrem Fürsten erwählt hatten, wurden geschlagen und Moyses auf der Flucht

---

*) Der Schreiber dieser begeisterten Zeilen starb als Probst zu Leitmeritz am 24. August 1614 Der Sinnspruch dieses frommen Niederländers war ‚Domat omnia virtus.'

getödtet. Auch in Slavonien neigte sich das Waffenglück auf die Seite der kaiserlichen Doppeladler und Sigismund von Trautmannsdorf zog überall als Sieger ein.

— Meine Mutter, sagte Rudolph, betet für mich am Throne des ewigen Schicksallenkers. Und Gott hat ihr Flehen erhört!

Siebzehntes Capitel.

Siege und Niederlagen des türkischen Halbmondes*) vom Ausbruch des Krieges (1592) bis zum Abschluß des Friedens (1606.)

Leben und Regierungszeit Kaiser Rudolphs II. schildern, ohne seines fast vierzehnjährigen Krieges

*) Als König Philipp von Macedonien mitten in dunkler Nacht sich des alten Byzanz bemächtigen wollte, wurden die Wachtposten durch das plötzliche Hervortreten des Halbmondes von der drohenden Gefahr überzeugt. Die Byzantiner, welche die Rettung ihrer Stadt der Dazwischenkunft Dianens zuschrieben, erkannten diese als ihre Schutzgöttin an und stellten sie mit dem Halbmonde dar. Bis heute hat sich dieß Symbol auf den türkischen Fahnen erhalten.

mit den Türken zu gedenken, hieße einen der wichtigsten Abschnitte dieser Epoche unberücksichtigt lassen und dem Kaiser und seiner Zeit gegenüber gerade Dasjenige verschweigen, was Beide am meisten bewegt und beunruhigt hat.

Dieser unglückselige Krieg — nach fast zwanzigjährigem Frieden, welcher von Sultan Selim II. kurz vor seinem am 12. December 1574 aus Trunksucht erfolgten Tode abgeschlossen und von dessen Nachfolger Murad III. aus den bereits bekannten Ursachen 1592 neu begonnen worden war, — hatte gleich beim Ausbruch in Croatien und Ungarn so großen Schrecken und so allgemeine Bestürzung erregt und gleichzeitig so arge Verwüstungen in seinem Gefolge geführt, daß das Anfangs kleine, kaum fünftausend Mann zählende und sorglos überrumpelte Ungarheer, unter Anführung des croatischen Banus Thomas Erdödy, des Befehlshabers von Carlstadt, Andreas von Auersperg, und des böhmischen Feldherrn Rupert von Eggenberg von dem an Zahl sechsfach überlegenen Feinde auf allen Puncten geschlagen und zurückgedrängt ward.

Der halbe Mond, der siegreich weiter vorwärts drang, hatte auch in Böhmen solche Bestürzung verbreitet, daß die Stände sofort zweitausend Reiter

unter dem Oberbefehle der Generale Rudolph von Tieffenbach und Sebastian Grafen von Schlick abschickten. Ersterer vereinigte sich mit Niclas Palfy, Tilesk und Palanka. Letzterem wurden die erfahrensten Kriegshelden Böhmens, Heinrich von Křinec, Wenzel Pětipeský, Sebastian Šanowec, Wenzel von Kej und Heinrich Miška mit dem Befehle beigegeben, sich dem Erzherzoge Matthias anzuschließen, der von Wien nach Ungarn aufgebrochen war.

Da diese Hilfe lange nicht ausreichend erschien, trat bald darauf ein Landtag zusammen, auf welchem die Stände eine Aushebung neuer Kriegsvölker anzuordnen beschlossen. Böhmen erbot sich, den je achten Mann, mithin den fast zwölften Theil seiner waffenfähigen Bevölkerung, in's Feld zu stellen.

Das böhmische Kriegsvolk erhielt zehn neue, vom Erzbischof zu Prag geweihte Fahnen: sieben rothe, eine weiße, eine gelbe und eine veilchenblaue Damastfahne. Die sieben rothen Fahnen waren mit dem burgundischen Kreuze geschmückt; auf der weißen prangte in rothem Felde Böhmens doppelgeschwänzter silberner Leu; auf der gelben das Bild der Mutter Gottes in ganzer Figur, das Jesus-Kindlein auf dem Arme, mit der Inschrift: ‚Regina Coeli, ora pro nobis.‘ Auf der veilchenblauen

endlich der Erzengel Michael mit dem gezückten Flammenschwerte und der Legende ‚In nomine Domini.‘

So ausgerüstet brach das böhmische Kriegsvolk mit seinen zehn gesegneten Fahnen unter seinem Heerführer Peter Wok von Rosenberg, der für sich allein ein Contingent von zweihundert Reitern und tausend Mann Fußvolks gestellt, unter Anführung des Freiherrn Melchior von Rädern auf Friedland und Seidenberg, Wenzel Berka's von Duba und vieler anderen böhmischen Feldhauptleute nach Ungarn auf, um dort vor Allem die Festung Komorn zu schützen.

Erst am 22. Juni 1593 gelang es vor Allem dem Muthe und der Tapferkeit des böhmischen Feldherrn Rädern den ersten Sieg über Hassan-Pascha von Bosnien davon zu tragen. Die Türken, gezwungen, die Flucht zu ergreifen, verloren an der Kulpa und andern Flüßen, die ihrem Rückzuge hemmend entgegentraten, mehr als zwölftausend Mann und unter diesen auch Mehemed, Amurats III. Schwestersohn.

Der Verlust des Letztern spornte den Sultan zu verdoppelter Anstrengung: Amurath gelobte sich bei der grünen Fahne des Propheten, die Niederlage des Halbmonds wie den Tod seines Verwandten

eben so glänzend für ihn, als furchtbar für seinen Feind zu rächen.

Mit dreifach verstärktem Heere drang der Großwesier Sinan-Pascha in Croatien und Ungarn ein, nahm Sissek, Trentschin, Vesprim, Palota, Papa und einige andere Städte mit Sturm und ließ überall blutbefleckte Spuren greuelvoller Verheerung zurück.

Bald aber sah sich der siegreich vordringende Großwesier mitten im Laufe seiner Eroberungen aufgehalten durch die Meuterei seiner eigenen Krieger, durch die Rebellion der Janitscharen, die ihn zwangen, von der weitern Verfolgung des Feindes abzustehen und wegen des Herannahens der rauhen Jahreszeit die Winterquartiere zu beziehen. Sinan-Pascha zog sich nach Ofen zurück.

In Folge dieses von seinen eigenen Soldaten erzwungenen Rückzuges erlitt eine Abtheilung des Heeres am 3. November bei Stuhlweißenburg durch General Ferdinand Grafen von Hardegg eine neue Niederlage, bei welcher der Türke über sechstausend Mann und 44 Kanonen verlor. General Tieffenbach eroberte Šabac, schlug am 27. November die Türken bei Filek und bemächtigte sich einiger ihrer festen Schlösser.

Im Frühjahre 1594 wurde Gran, das der

Uebermacht und dem Fanatismus der Türken anheimgefallen war, durch Erzherzog Matthias vergeblich belagert. Von Gran zog er sich nach Komorn zurück. Hier schloßen sich ihm Peter Wok von Rosenberg, Melchior Rädern und Wenzel Berka an.

Glücklicher als Matthias war dessen Bruder, Erzherzog Maximilian, welcher Gora, Petrinia und Sissek zurückeroberte, dagegen aber Tata, hauptsächlich durch die Feigheit des verzagenden Commandanten, und Raab an die Türken verlor, deren Heer jetzt auf 160,000 Mann angewachsen war.

Im Januar des folgenden Jahres (1595) starb Amurath III. Ihm folgte dessen Sohn Mehemed III., der alle Laster seines Vaters, vor Allem aber seine Grausamkeit, geerbt hatte und seine Regierung damit antrat, daß er seine achtzehn Brüder zur Tafel einladen, sie hier mit ihren Müttern erdrosseln und deren Leichname in's Meer werfen ließ.

Dieser würdige Tyrann hatte bei dem Barte des Propheten und dem eigenen geschworen, die letzten Niederlagen seines nicht minder despotischen Vaters durch neue Siege vergessen zu machen und nicht eher zu ruhen, als bis es mit Hilfe des Propheten dem Halbmonde gelingen werde, bis an

die Thore Wiens vorzudringen. Damals hatte der Türke noch Energie!

Rudolph schloß jetzt ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Fürsten Sigismund von Siebenbürgen. Der Kaiser verpflichtete sich dafür: daß 1. der älteste Sohn des Fürsten nach dem Ableben seines Vaters zur Regierung gelange unter der Bedingung, daß er wie jeder seiner Nachfolger, den Kaiser und König in Ungarn als seinen Herrn anerkenne. Sollte er oder sein Nachfolger ohne Erben sterben, so solle Siebenbürgen an den Kaiser fallen; 2. daß der Kaiser dem Beherrscher von Siebenbürgen statt des bisherigen Titels „Woywode" den Fürstentitel zugestehe, und letzteren urkundlich bestätige; 3. daß der Fürst Sigismund von Siebenbürgen die Tochter des Erzherzogs Carl, Maria Christina, zur Frau und vom Könige von Spanien, Philipp II., den Orden des goldenen Vließes erhalte.

Fürst Sigismund drang, nachdem Rudolph ihm diese drei Zugeständnisse verbrieft hatte, in die Wallachei, eroberte Bukarest und schlug den Großwesier mit so vielem Glücke zurück, daß Sinan-Pascha sich gezwungen sah, nach Constantinopel zu fliehen. Wallachei und Moldau aber begaben sich unter den Schutz des Fürsten von Siebenbürgen.

Auch die Erzherzoge Matthias und Ferdinand von Steiermark wie der tapfere Tieffenbach drangen in Ungarn siegreich vorwärts.

— Die Mutter Gottes und der Erzengel Michael, sagte der Tieffenbacher, thun ihre Schuldigkeit und wäre ich Kaiser, meinte der Haudegen, dann würde ich die Jungfrau Maria, die auf Böhmens Fahne uns voranschwebt, zum Generalissimus des Heeres in Ungarn, den Erzengel Michael zu ihrem Generaladjutanten und den böhmischen Leu zum Feldzeugmeister der Artillerie erheben.

Aber statt der Mutter Gottes wurde Fürst Carl von Mannsfeld vom Kaiser zum Oberfeldherrn in Ungarn ernannt, eine Ehre, die dieser Held wohl verdient, da er aus den Niederlanden zwei tausend Reiter und sechs tausend Mann Fußvolks mitgebracht hatte, und durch die Tapferkeit seiner Wallonen nicht wenig zur günstigen Wendung des Krieges in Ungarn beitrug.

Leider aber starb er während der Belagerung Grans und überließ die Fortführung dem Erzherzoge Matthias, der diese Festung „zu großer Freude der ganzen Christenheit‘ endlich (am 4. August 1594) einnahm.

Um den göttlichen Beistand für das Glück des

christlichen Heeres anzuflehen, ward auf des Kaisers Anregung vom Landtage der Befehl erlassen: Jedermann müsse sich, mit Ausnahme des Handwerkers, allmorgendlich sieben Uhr, sobald er die Glocke läuten höre, in die Kirche zum Gebet verfügen. Der Handwerker, der bei seiner Arbeit verweilen dürfe, müsse, sobald die Glocke die Andern in die Kirche rufe, bei der Arbeit auf's Knie sinken und Gott den Allmächtigen um Beistand gegen das weitere Vordringen des unchristlichen Halbmondes anrufen.

Die letzten Unfälle und Niederlagen bewogen den Sultan, im folgenden Jahre (1596) sich selbst an die Spitze seines ziemlich entmuthigten Heeres zu stellen. Er kämpfte wie ein gereizter Tiger und eroberte Raab.

An Matthias Stelle ward, auf dessen eignes Verlangen, Erzherzog Maximilian zum Heerführer ernannt. Dieser belagerte mit dem böhmischen und mährischen Kriegsvolke, die ungarische Veste Hatwan, die sich gleichfalls im Besitze der Türken befand.

Wilhelm Trčka von Lipa mit seinen tausend böhmischen Kriegern war der Erste, welcher Hatwans Mauern mit solcher Schnelligkeit erstieg, daß dem überrumpelten Halbmonde keine Zeit blieb, zu den Waffen zu greifen und Widerstand zu leisten. Drei

tausend Türken sammt ihrem Befehlshaber Arslan erlagen dem Schwerte. Die christlichen Krieger, von welchen kaum achthundert gefallen waren, pflanzten die Mutter Gottes und den Erzengel Michael auf Hatwans blutgetränkten Wällen auf.

Unterdessen war Sultan Mehemed III. mit seinem Heere von zweimalhunderttausend Mann von Raab nach Erlau gezogen, um auch diese Festung einzunehmen.

Um Erlau's Besatzung zu verstärken, schickte Maximilian das mährische Kriegsvolk mit seinem Befehlshaber Johann von Thurn, Wilhelm Trčka und Johann Kinský von Wchynic mit tausend Böhmen und dreihundert Wallonen hin. Drei Wochen leisteten Erlau tapfern Widerstand. Dann fiel auch diese Veste (am 14. October) in die Hände der Türken. Diese ergriffen den Commandanten des Schlosses, Niary, entkleideten und geißelten ihn und warfen ihn von den Wällen herab. Trčka, Thurn und Kinský wurden als Gefangene nach Belgrad abgeführt. Hier starben die beiden Ersten; der dritte aber entfloh und gelangte glücklich zum christlichen Heere.

Erlau's Eroberung hatte den Türken 20,000 und den Christen 10,000 Todte gekostet. Unter den Gefallenen Böhmens befanden sich Wenzel Popel

von Lobkowic (ein Vetter Eva's), Johann Albrecht Pětipeský von Chyš, der mit einigen böhmischen Helden bis in das Zelt des Sultans eingedrungen und dort nach blutigem Kampfe niedergesäbelt ward, Zdenko Kaplíř von Sulewic, Ulrich von Říčan, Zdenko Záruba von Hustikan, Johann Bořek Dohalský von Dohalic, Albrecht Mitrowský von Mitrowic und viele Andere. Im mährischen Regimente waren Hynek Haugwic von Biskupic, Melchior Bořita von Martinic und Wenzel Kokořowec von Kokořowa auf dem Felde der Ehre geblieben.

Mehemed III., der Eroberer von Erlau, kehrte, mit Beute und Blut beladen, nach der Hauptstadt seines Reiches zurück.

Im folgenden Jahre (1597) ordnete der Kaiser die Einberufung eines neuen Landtags an, der am 26. Januar in Prag zusammentrat, um Beschluß zu fassen über Herbeischaffung neuer Mittel zur Fortsetzung des Krieges gegen die Feinde der christlichen Kirche.

Am 22. des folgenden Monats erschien der Fürst von Siebenbürgen in Böhmens Hauptstadt, um, als Bundesgenosse des Kaisers, aus Rudolphs Händen den ihm vom Könige von Spanien verliehenen Orden des goldenen Vließes entgegen zu nehmen. Die

feierliche Ueberreichung dieses höchsten Ordens der Christenheit geschah am 6. März auf dem Hradschine im Wladislaw'schen Saale, in Gegenwart der vornehmsten Barone der böhmischen Krone.

Der Feldzug in Ungarn ward unter dem Oberbefehle des Erzherzog-Deutschmeisters Maximilian mit der Belagerung der Festung Dotis eröffnet. Hier war's, wo einer der böhmischen Feldherren, Johann von Pernstein, zum ersten Male die kurz zuvor erfundene Petarde, ein neues Geschütz, das er erst unlängst aus den Niederlanden erhalten hatte, in Anwendung und mit Hilfe dieses Geschützes die starken Mauern dieser Veste zu Fall brachte. Niklas Palfy und Johann von Pernstein zogen mit den Kaiserlichen durch die gesprengten Thore als Sieger ein und richteten unter den Türken ein nicht minder unchristliches Blutbad als jenes an, welches wenige Monate zuvor Sultan Mehemed bei der Eroberung Erlau's zur Stillung seines mahomedanischen Rachedurstes gefeiert hatte.

Bei der Belagerung von Dotis verloren die Kaiserlichen einen ihrer tapfersten Haudegen, den Heerführer Rudolph von Tieffenbach.

Bald darauf büßte das christliche Heer auch seinen Feldzeugmeister Johann von Pernstein ein,

der durch eine Stückkugel vor der Veste Raab, die er erfolglos belagerte, hinweggerafft ward.

Hier vor Raab fiel auch Rudolph von Kinsky von Wchynic, der, erst drei Tage zuvor von Prag angekommen, sich mit neuen Hilfstruppen der Belagerung angeschlossen hatte.

Raab blieb im Besitze des Halbmonds. Tata wurde von den Türken, Papa von den Kaiserlichen genommen und im November ein türkisches Heer bei Waizen geschlagen. In demselben Jahre ließ sich der Fürst Sigismund von Siebenbürgen von seiner Gemahlin, mit welcher er unglücklich verheirathet war, scheiden, legte freiwillig die Regierung nieder und trat ganz Siebenbürgen an Kaiser Rudolph ab, der ihm dafür zwei Fürstenthümer in Schlesien, Oppeln und Ratibor, nebst einem Jahrgehalte von fünfzigtausend Thalern anwies.

Am 13. Juni 1598 langte er mit zahlreichem Gefolge in Breslau und sechs Tage später in Oppeln an.

Hier langweilte der gute Sigismund sich dergestalt, daß er schon vier Wochen darauf bittere Reue empfand, auf Siebenbürgen gegen diese beiden armseligen Fürstenthümer Verzicht geleistet zu haben. Verkleidet, und begleitet von zwei seiner treuesten

Anhänger, verließ er Ende Augusts die langweilige Residenz seines Duodezstaats, flüchtete durch Polen und die Zips nach Siebenbürgen und ward hier auf Antrieb seines Oheims Stephan Botschkay, des Bruders seiner Mutter, neuerdings zum Fürsten auf- und angenommen. Doch auch hier hatte er keine Ruhe. Von Furcht gequält, der Kaiser werde diesen Treubruch nicht ungestraft lassen, trug er Siebenbürgen seinem Vetter Andreas Bathory, dem Cardinal-Bischof zu Wermeland, an und bewog ihn, dasselbe von ihm anzunehmen. Er selber aber flüchtete sich zu seinem Schwager Janus Zamoyski nach Warschau.

Während dieser Zeit hatte Bonacourt die Kunde von der Eroberung Raabs nach Prag gebracht.

Kaiser Rudolph, der bei Empfang dieser Nachricht neu aufzuleben begann, schenkte dem Ueberbringer derselben 4000 und dem Befehlshaber der Belagerer, Adolph von Schwarzenberg, 10,000 Ducaten. Niklas Palfy, dem ein Geschenk von gleicher Höhe zugedacht war, lehnte es ab und begnügte sich mit einem goldenen, tausend Ducaten schweren Pocale, den ihm die österreichischen Stände verehrten.

Bathory, der neue Fürst von Siebenbürgen, war unterdessen von dem kaiserlichen Feldherrn

Georg Basta geschlagen und auf der Flucht von den Szeklern ermordet worden. Sigismund, unterstützt von Zamoyski und Botschkay, verjagte die Kaiserlichen und setzte sich neuerdings in Siebenbürgen fest. Nach der Eroberung Raabs ward auch Warasdin belagert. Nach langer Unthätigkeit zog erst im Herbste der Seraskier Saturdschi zum Entsatze dieser Veste heran. Auf die Nachricht von der Niederlage eines seiner Truppentheile durch die Wallachen, kehrte er entmuthigt nach Belgrad zurück. Hier ward er auf Befehl des Sultans hingerichtet.

Während Kaiser Rudolph, aus Furcht vor den Schrecknissen der zu Prag wüthenden Pest, sich nach Pilsen geflüchtet hatte, war der neue Großwesier Ibrahim zu Ofen angelangt, um daselbst, auf Befehl des Sultans, Friedensverhandlungen mit Niklas Palfy anzuknüpfen. Ibrahim verlangte die Uebergabe der beiden Festungen Gran und Raab; Palfy, weit entfernt, diese schmachvolle Bedingung einzugehen, bestand im Gegentheil auf Uebergabe von Erlau und Hatwan.

Und so kam es, daß durch Hartnäckigkeit beider Theile die kaum begonnene Friedensunterhandlung

sich wieder zerschlug und die Flamme des Krieges von Neuem aufzulodern begann.

Erbittert schob Ibrahim sein Kriegsheer vor. Einzelne Türken- und Tartaren-Horden durchzogen raubend und plündernd und mordend die ungarischen Gaue. Die Tartaren drangen in Mähren ein. Die vereinigten Stände von Böhmen und Mähren ertheilten dem Lew von Rožmital und Ladislaw von Lobkowic den Befehl, neues Kriegsvolk zu sammeln, und übertrugen das Commando den Feldherrn Dionys von Žerotin und Günther von Golč mit dem Befehle, den mährischen Boden von den Hufen der tartarischen Mordbrennerhorden zu säubern.

Und Solches geschah denn auch. Die wilden Gäste wurden tapfer hinausgejagt.

Der herannahende Winter drängte Ibrahim nach Belgrad zurück.

Kaiser Rudolph, der neuer Hilfe bedurfte, berief auf den 23. Februar 1600 einen neuen Landtag, der wieder in Prag zusammentrat.

In diesem Jahre verlor der kaiserliche Doppeladler zwei seiner tapfersten Heerführer: den obersten Befehlshaber zu Gran, Niklas Palfy von Erdödy, der im 54. Jahre seiner glorreichen Laufbahn starb, und den kaiserlichen Feldmarschall Adolph von Schwar-

zenberg, den Eroberer Raabs, der, von den aufrührerischen Wallonen gezwungen, Papa den Türken zu überliefern, durch eine Musketenkugel hinweggerafft ward.

An die Stelle des Ersteren wurde Adolph Graf von Althan, an die Stelle des Letztern der mit der französischen Königsfamilie verwandte Herzog Emanuel de Mercoeur zum Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres ernannt.

Ibrahim verschonte Gran und belagerte Kanischa. Mercoeur eilte mit seinem fünfundzwanzigtausend Mann starken Heere und seinen kriegsgeübten Generalen Johann Grafen von Herberstein, Jean T'Serclaes Baron Tilly, Adam Wenzel, Herzog von Teschen und dem mährischen Feldherrn Georg von Hodic, der bedrängten Festung zu Hilfe, worauf es zu einem Kampfe kam.

Georg von Hodic griff mit der mährisch-böhmischen Reiterei die Türken an und trug über sie einen Sieg davon, der tausend Janitscharen und zweitausend Türken zu Pferde auf dem Schlachtfelde zurückließ.

Zum Unglück aber waren die kaiserlichen Proviantwagen in die Hände des Feindes gefallen, und

in Folge dessen brach im Heere der Kaiserlichen eine furchtbare Hungersnoth aus.

Diese zwang den Sieger zum Rückzuge. Der Befehlshaber von Kanischa, Georg Freiherr von Paradiß, durch Mercoeurs Rückzug entmuthigt, übergab am 11. September 1600 die Festung unter der Bedingung des freien Abzugs der ganzen Besatzung, Ibrahim erfüllte diese Bedingung. Paradiß aber ward auf Befehl des Kaisers vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zum Tod verurtheilte und ihm, wie dem Leser bereits bekannt ist, den Kopf vor die Füße legen ließ.

Um den Verlust von Kanischa zu rächen, versammelte der Kaiser auch im folgenden Jahre (1601) einen neuen Landtag um sich, und begehrte vom erschöpften Reiche neue Hilfsquellen an Gold, Volk und Heerführern.

Die böhmischen Stände, welche im Januar zusammentraten, bewilligten Alles, was Rudolph von ihnen verlangte. Mähren schickte sechstausend Mann Fußvolks und fünfzehnhundert Mann schwerer Reiterei, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihr Anführer ein Mährer sei. Schlesien sandte im März zweitausend Reiter, die unter dem Oberbefehle des

Herzogs Adam Wenzel von Teschen gegen die siebenbürgischen Rebellen in's Feld rückten.

Die Wiedereroberung Kanischa's ward dem Erzherzog-Deutschmeister Maximilian, dem Herzoge von Mantua und dem Erzherzoge Ferdinand anvertraut. Der Herzog von Mercoeur aber erhielt Befehl, sich auf Stuhlweißenburg zu werfen, und Georg Basta war beauftragt, die treulosen Siebenbürger zu schlagen.

Der Halbmond aber leistete bei Kanischa so tapfern Widerstand, daß die Doppeladler beim Herannahen des Winters sich gezwungen sahen, die Belagerung aufzuheben.

Glücklicher war der Herzog von Mercoeur, welcher Stuhlweißenburg eroberte und die fliehenden Türken und Tartaren zu einer offenen Feldschlacht zwang, in welcher sie fünftausend Mann verloren.

Ein eben so günstiger Erfolg krönte die Waffen Georg Basta's, der den Siebenbürgern erst Klausenburg und dann Bistriz entriß.

Fürst Sigismund, auf allen Puncten geschlagen, sah sich gezwungen, die Waffen zu strecken und nach Prag zu eilen, um Siebenbürgen von Neuem zu den Füßen des Kaisers zu legen und dessen Gnade anzuflehen.

Rudolph verzieh dem treulosen Vasallen, räumte ihm Schloß und Herrschaft Libochowic (die dem ehemaligen Obersthofmeister Georg Popel von Lobkowic confiscirt worden war) ein und bewilligte ihm außerdem einen Jahrgehalt von fünfzigtausend Ducaten.

Siebenbürgen aber war dadurch nicht beruhigt. Der Szekler Moyses, empört darüber, Siebenbürgen von einem Deutschen unterjocht zu sehen, trat an die Spitze einer gegen Georg Basta angezettelten Verschwörung. Die Aufrührer aber erlitten eine so große Niederlage, daß ihr Anführer sich gezwungen sah, seine Rettung in der Flucht zu den Türken zu suchen.

Radulo, der Woywode der Wallachei, der dem Kaiser beigestanden hatte, den von Moyses entzündeten Aufruhr zu dämpfen, ward von Rudolph zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt.

Im folgenden Jahre verlor der Kaiser einen seiner heldenmüthigsten Heerführer in der Person des Herzogs von Mercoeur, der, Frankreich und die Niederlande durchreisend, um dort neues Kriegsvolk anzuwerben, auf der Rückreise zu Nürnberg am Fieber erkrankte und in Folge desselben sterben mußte.

Ibrahim hatte unterdessen die siebenbürgischen

Unruhen zu einem neuen Ausfalle gegen Stuhlweißenburg benutzt. Die Stadt, die sich seit einem Jahre wieder im Besitze der Christen befand, ward erobert und der Befehlshaber derselben, Johann Graf von Herberstein, als Gefangener nach Constantinopel geschickt, wo er bald darauf elend im Kerker umkam.

Während der Großwesier sich wieder nach Belgrad zurückzog, versuchten die Kaiserlichen unter dem Befehle des Grafen Christoph Roßwurm*) sich der Festung Ofen zu bemächtigen. Die Türken aber setzten sich hier so tapfer zur Gegenwehr, daß Roßwurm, zum Rückzug genöthigt, sich auf Pesth warf und es nach kurzem Widerstande einnahm.

Auch im folgenden Jahre (1603) ward in Prag ein neuer Landtag abgehalten. Die Stände Böhmens brachten mit rühmenswerther Vaterlandsliebe neue Opfer.

Im Laufe dieses Jahres ward der Halbmond durch die Tapferkeit Roßwurms zwischen Ofen und Waizen geschlagen und die Veste Hatwan zurück-

---

*) Roßwurm oder Rußworm hatte Anfangs in Frankreich unter Bassompierre gegen die katholische Ligue gedient.

erobert. — Nicht minder glückliche Erfolge errangen Sigismund von Trautmannsdorf in Slavonien und Georg Basta in Siebenbürgen. — Der zum Fürsten ausgerufene Szekler Moyses ward auf der Flucht ermordet.

Am 22. December 1603 starb Muhammed III. Ihm folgte sein vierzehnjähriger Sohn Achmed I.

Der Halbmond trug neuerdings Frieden an, machte aber solche Bedingungen (für die Abtretung Erlau's und Kanischa's begehrte er Gran, Pesth und ganz Siebenbürgen), daß Kaiser Rudolph bei aller Liebe zum Frieden, den Niemand sehnlicher als er herbeiwünschte, sich gezwungen sah, auch auf das folgende Jahr (1604) einen neuen Landtag anzuordnen und dem erschöpften Böhmen neue Opfer zuzumuthen, um den Krieg fortzuführen.

Juden und Freisassen wurden hart besteuert und auf den Verkauf von Fischen, Fleisch und Wein, auf alle Gegenstände des Luxus, wie goldene Ketten und Edelsteine, große Abgaben gelegt.

Der schlesische Landtag, der im März und August zusammentrat, bewilligte auf Antrag Ferdinands Burggrafen von Dohna und des Appellationspräsidenten Bohuslaw Joachim von Lobkowic-Hassenstein ein

neues Contingent von tausend Mann Reiterei unter dem Oberbefehle des Herzogs von Teschen.

An Stelle des wegen Nichteinnahme Ofens in Ungnade gefallenen Freiherrn von Roßwurm wurde Georg Basta vom Kaiser mit dem Oberbefehle in Ungarn betraut; Roßwurm aber, von dem Statthalter zu Kaschau, dem Italiener Giovanni Giacomo Belgiojoso, der Ermordung seines Bruders Francesco Barbiani's, Grafen von Belgiojoso, angeklagt, ward zu Prag gefangen genommen, im Rathhause auf der Altstadt eingekerkert und nach kurzem Processe zum Schwerte verurtheilt. Der Kaiser gestattete, daß Roßwurm nicht öffentlich vor den Augen von ganz Prag, sondern heimlich im Vorhofe des altstädter Rathhauses geköpft ward.

Beim Heranrücken des Großwesiers Cigala mit neu verstärkten Kräften war der Schrecken des christlichen Heeres wieder so groß und allgemein, daß Pesth sowohl als Hatwan sich nach kurzem Widerstande, mehr aus Zaghaftigkeit als aus Nothwendigkeit, den Türken übergaben.

Dem Kaiser war unterdessen ein neuer Feind erwachsen in Gabriel Bethlen, der, von den Türken ermuthigt, im Vereine mit Stephan Botschkay Siebenbürgen sich bemächtigte und den kaiserlichen

Befehlshaber, der ihm entgegen kam, auf's Haupt schlug.

Einer der Unterfeldherren des siegenden Botschkay, Franz Redey, mußte an der Spitze von achttausend Heyduken und tausend Türken bei Landshut und Rohateč in Mähren einfallen und raubend und mordend bis Brünn vordringen.

Der zu Wischau versammelte Ausschuß des Landtages befahl den beiden Heerführern Wilhelm Popel von Lobkowic und Georg von Hodic, das Raubgesindel zurückzuschlagen.

Die Heyduken mußten die Flucht ergreifen.

Das mährische Heer, geführt von Franz von Dietrichstein, Cardinal-Bischof von Olmütz, und dem Oberfeldherrn Carl von Liechtenstein, die durch Zuzug der Böhmen unter dem Oberbefehle des Oberst-Landkämmerers, Adam von Sternberg, dreitausend Mann Fußvolks, geführt von Wratislaw von Mitrowic und Wolf von Wřesowic, und fünfzehnhundert Mann Reiterei, befehligt von Adam Popel von Lobkowic, neuen Muth und neue Kraft gewonnen hatten, belagerte und eroberte Skalic und Berenz und drängte den Feind bis nach Tyrnau zurück, wo der Türke stand.

Von Letzterem wurde am 29. September 1605

die Festung Gran mit Sturm zurückerobert. Cigala's Unterfeldherren zogen als Sieger in Veszprim, Palloda, Wissegrad und Neuhäusel ein. Der Großwesier unterwarf die Wallachei, setzte hier einen neuen Fürsten, und Stephan Botschkay, seinen muthigen Bundesgenossen, im November zum Könige von Ungarn ein.

Die Gefahr der von allen Seiten heranstürmenden Türken, Tartaren, Siebenbürgen und Szekler war jetzt so groß, daß Erzherzog Matthias, im Namen des Kaisers, Sigismund Forgacz an Botschkay absandte, um durch ihn einen Waffenstillstand zu erwirken und den von beiden Theilen heimlich ersehnten Frieden herbeizuführen.

Letzterer, für den Halbmond durch seinen mit dem Shah von Persien fortgeführten Krieg nothwendig geworden, ward nach langen Unterhandlungen endlich doch am 11. November 1606 zu Sitvatorok auf zwanzig Jahre abgeschlossen. Oesterreich behielt das, was es hatte, und bekam außerdem noch Waizen zurück; die Türken behielten Ofen, Gran, Erlau und Kanischa, Sultan Achmed I. erhielt vom Kaiser ein Geschenk von zweimalhunderttausend Thalern, und Botschkay, zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt, entsagte zu Gunsten des Kaisers der Krone von Ungarn. Den Ungarn aber ward Religionsfreiheit zugesichert.

Und so endete dieser Krieg, der, im Laufe von fast vierzehn Jahren, Millionen von Geld und Menschen verschlungen hatte, ein Krieg, so ungerecht und unmenschlich wie mancher andere, der, begonnen oder fortgeführt unter dem Deckmantel der Religion, hinter der sich eigennützige Eroberungssucht verbirgt, seine blutbefleckten Spuren in den Blättern der Geschichte als Warnung zurückgelassen hat, die trotz aller traurigen Erfahrungen, welche Völker und Fürsten seit Jahrtausenden eingeerntet haben, leider noch immer überhört wird.

Der Krieg ist ein nothwendiges Uebel, sagt mancher große Staatsmann. Jeder Menschenfreund aber erkennt in diesem ‚nothwendigen Uebel', das, was es wirklich ist: eine Geißel der Menschheit.

Ende des dritten Bandes.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Oettinger, Eduard Maria,

Auf dem Hradschin oder Kaiser Rudolph II. und seine Zeit Historisch-romantisches Gemälde

Bd.: 3

Prag u. Lpz. (1856)